

IV. KAPITEL

DER ZWEITE UNIVERSALISMUS: VON DER *GRAMMAIRE GÉNÉRALE ET RAISONNÉE* ZUR UNIVERSALITÄT DES FRANZÖSISCHEN

1. Der Anfang des neuen Universalismus in Salamanca: die rationalistische Analyse des Latein bei Sanctius (1587)

Zu derselben Zeit, als der volkssprachliche Humanismus sich in ganz Westeuropa durchgesetzt hat, so sehr, daß auch noch entlegene Randgebiete wie Sardinien davon erreicht werden, beginnt sich erstmals eine neue Art der Sprachbetrachtung anzukündigen. Während noch die partikularistische Perspektive ganz und gar im Vordergrund steht, taucht eine neue Art von Universalismus bereits am Horizont auf. Nach dem Durchgang durch ein Stadium, in welchem die unverwechselbare „Persönlichkeit“ historisch gewachsener und ständig weiterentwickelter Sprachindividuen ausschließlich die Diskussion beherrscht hat, deutet sich erneut ein Umschwung des Pendels an, dessen Endstadium eine primär außer- und übereinzelsprachlich ausgerichtete philosophische Debatte bilden wird. Die Emanzipation der romanischen Einzelsprachen vom mittelalterlich-autoritativen Latein ist noch nicht vollständig durchgeführt, da wird bei Sanctius schon erneut das Lateinische zum Paradigma einer auf die menschliche Sprache allgemein ausgerichteten Sehweise.

1.1. Allgemeine Charakteristik: Rationalität und Autonomie der Grammatik

Das Erscheinen der *Minerva* des in Salamanca lehrenden Latinisten Sanctius (Francisco Sánchez de las Brozas, genannt „El Brocense“) im Jahre 1587 markiert einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte der abendländischen Sprachwissenschaft. Ähnlich wie Dante als früherer Vorläufer des Partikularismus noch während der Hauptperiode des mittelalterlichen Universalismus gedeutet werden kann, läßt sich auch Sanctius als ein Wegbereiter des Universalismus in einer Epoche deuten, während derer die partikularistische Sprachbetrachtung immer noch dominierte. Sicher gab es auch vor Sanctius bereits Ansätze zu einer universalistischen Sprachbetrachtung. Der zeitlich erste und wichtigste Name, der hier eine Rolle spielt, ist der von Julius Caesar Scaliger, der, aus Italien stammend, sein Leben in Südfrank-

reich verbracht hat und auch mit Schriften zur Zoologie, Botanik und Poetik hervorgetreten ist (vgl. Chevalier 1968 und 1982 sowie Stéfanini 1976 und 1976a). Scaliger publizierte im Jahre 1540 ein Werk mit dem Titel *De caulis linguae latinae*, das eine Art Bindeglied zwischen dem mittelalterlich-scholastischen und dem barocken und aufklärerischen Universalismus in der Sprachbetrachtung darstellt. Scaliger knüpft einerseits an die modistische Sprachphilosophie unmittelbar und explizit an; andererseits betont er gegenüber den Modisten, und hierin ist er ganz ein Kind seiner Zeit, daß es eine Wissenschaft (*scientia*) nicht nur vom Allgemeinen, sondern auch vom Einzelnen, vom Partikularen gebe. Man müsse sich nur der Tatsache bewußt sein, daß Wissenschaft die Komplexität der Wirklichkeit stets reduziert und vereinfacht. Im übrigen ist Scaligers Werk durchaus ein für jene Jahre typisches Produkt; es ist größtenteils der historischen und etymologischen Spekulation gewidmet. Dem Neuen den Weg bereitet hat Scaliger vor allem durch seinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, ein Anspruch, den dann Sanctius als erster voll eingelöst hat. Sanctius knüpft bereits im Untertitel seines Hauptwerks direkt an Scaliger an: *de Causis Latinae linguae commentarius*, obgleich natürlich diese Schrift weit mehr ist als ein bloßer Kommentar zu Scaliger.

Mit dem Erscheinen der *Minerva* des Sanctius im Jahre 1587 vollzieht sich eine grundlegende Wende in der Sprachbetrachtung. (Die große Zahl von Arbeiten hierzu belegt das schon immer bestehende und in jüngerer Zeit besonders aktuelle Interesse an diesem Werk; man vergleiche: Sánchez Barrado 1919 und 1919a, Bell 1925, Navarro Funes 1929, García 1960, Merrill 1970, Liaño 1971 und 1971a, García Salinero 1973, Michelena 1975, Riveras Cárdenas 1976 sowie vor allem die Arbeiten von Breva-Claramonte (1975, 1977, 1980, 1984) und Clérico (1977, 1982); biographisch orientieren González de la Calle 1922 und Tovar/De la Pinta Llorente 1941.) Mit Sanctius beginnt das, was man die Epoche der kritischen Grammatik nennen könnte. Grammatik wird nicht mehr nur betrieben als eine *ars*, eine Fertigkeit oder Technik, die man sich mit all ihren inneren Widersprüchen einfach anzueignen hat, ohne nachzudenken; vielmehr wird sie nunmehr, der Anregung Scaligers folgend, zu einer *scientia*, das heißt zu einer Disziplin, die vernunftgemäßen Argumenten grundsätzlich zugänglich ist. Das bedeutet übrigens nicht, daß die erwähnten Widersprüchlichkeiten nun plötzlich verschwinden würden; sie werden aber doch in einem Rahmen gesehen, innerhalb dessen die Sprache als etwas im wesentlichen Vernünftiges erscheint. Nun ist die Vernunft aber nicht von einer

Einzelnsprache abhängig, vielmehr universal und allgemein-menschlich. Bestenfalls kann sie an einer bestimmten Sprache abgelesen werden. Ebendies hatten wir ja in der scholastischen Philosophie des Mittelalters beobachtet, wo die universale menschliche *ratio* aus der Grammatik des Lateinischen abgeleitet wurde.

Prinzipiell gesehen erneuert Sanctius in seiner *Minerva* genau diese Betrachtungsweise; auch hier geht es um die im Lateinischen sich spiegelnde allgemein-menschliche Vernunft. Allerdings bringt Sanctius nicht einfach eine unreflektierte und unmodifizierte Neuauflage mittelalterlicher Sprachtheorien, sein Ansatz ist vielmehr gegenüber dem der Modisten in charakteristischer Weise verändert. Er spiegelt den inzwischen erfolgten Durchgang durch die Phase des Renaissance-Partikularismus wider. Wenn man nach dem Durchgang durch eine Antithese zur ersten These zurückkehrt, dann ist dies nicht dasselbe, als wenn die These erstmals aufgestellt wird; der dialektische Gegenpol ist in die neue These mit eingegangen (nicht unbedingt in ihr „aufgehoben“). Für Sanctius hat das Lateinische einen ganz anderen Stellenwert als für die mittelalterlichen Philosophen. Es ist nicht mehr die *grammatica* schlechthin, die artifizielle Universalsprache der logischen Semantik; es ist vielmehr eine lebendige Einzelsprache, etwas historisch Gewordenes und eine auch künstlerisch-ästhetisch erfahrbare und gestaltete Wirklichkeit. Sein Ausgangspunkt ist nicht das Latein der Scholastik, sondern das geschliffene, bewußt nach den antiken Vorbildern reformierte Latein des Humanismus. Damit verschiebt sich auch grundsätzlich die Akzentuierung in der Fragestellung: während für die Scholastiker die lateinische Grammatik ein Mittel zum Zweck der Erhellung universaler semantischer Strukturen darstellte, ist nunmehr für Sanctius die universale menschliche Vernunft der Maßstab, der an die lateinische Grammatik angelegt wird, um diese zu erklären. Ausgangs- und Zielpunkt werden vertauscht: was für den Scholastiker das Erkenntnisziel war, wird bei Sanctius zur nicht weiter hinterfragten Voraussetzung. Was sich hinterfragen lassen muß, das ist für ihn die Grammatik der Einzelsprache Latein, mit all ihren scheinbaren Ungeheimheiten.

Minerva, das ist Pallas Athene, die Göttin der Klugheit, deren Sinnbild die Eule mit ihren großen wachen Augen ist. Das Gebiet der Grammatik ist von scheinbar undurchdringlicher Dunkelheit; die „Schar der Grammatiker“ hat keine Klarheit geschaffen, sondern die Verwirrung, die Verworrenheit nur noch zusätzlich verschlimmert. Nur Miner-

va kann hier helfen, das helle Licht der Vernunft. Nur kritisches Denken legt den rationalen Kern der menschlichen Sprache bloß. (Ich zitiere nach der um die Anmerkungen von Kaspar Schopp erweiterten Ausgabe Amsterdam 1664, deren auf der Bibliothèque Nationale in Paris aufbewahrtes Exemplar den folgenden enthusiastischen Kommentar eines unbekanntenen zeitgenössischen Lesers trägt: „Hic liber aureus est!“, in der Tat mußte ein Werk, das so viel scheinbar Regellooses vernunftgemäß erklärt, den Zeitgenossen wie eine Offenbarung erscheinen!)

quid statuendum inter tot veterum et recentiorum tenebras, iudicatis? Audite igitur Minervam.

(Sanctius 1587 (1664) : 9)

Betrachten wir nun die Sprachtheorie des Sanctius im einzelnen. Zunächst betont er den instrumentalen Charakter der Sprache; sie ist nicht etwas von Natur aus Richtiges, sondern ein Werkzeug, das eine bestimmte Zweckbestimmung hat und dieser Zweckbestimmung mehr oder minder gut entspricht:

nemo diffitebitur, nomina esse velut instrumenta rerum et notam, instrumentum autem cujuslibet artis ita illi arti accomodatur, ut ad alia omnia ineptum esse videatur; sic terebro tereamus, et serra scindimus lignum.

(Sanctius 1587 (1664) : 5)

In diesen Worten manifestiert sich eine deutliche Abkehr von Platons *φύσει*-These; die bezogene Position ist bis in die Wortwahl hinein aristotelisch; auch für Aristoteles waren die Wörter Instrumente, nämlich gleichsam Rechensteine, die wir statt der Dinge selbst hin- und herschieben (vgl. das Zitat oben II. 3).

Als Instrument mit einer funktionalen Zweckbestimmung muß die Sprache eine innere Logik haben. Grammatik ist grundsätzlich rational; alles soll begründbar sein und kann auf bestimmte Ursachen zurückgeführt werden. Auch der oft bemühte „Sprachgebrauch“ mit seinen scheinbar unerklärlichen Unregelmäßigkeiten folgt einer verborgenen Logik; täte er dies nicht, so wäre er nicht Gebrauch, sondern Mißbrauch:

non dubium est, quin rerum omnium, etiam vocum reddenda sit ratio ... usus sine ratione non movetur; alioqui abusus, non usus dicendus erit.

(Sanctius 1587 (1664) : 4)

Die innere Logik ist in jedem Fall ausschlaggebend; sie ist als Kriterium vor dem Gebrauch und auch vor dem Zeugnis der Autoritäten vorzuziehen. Dieser letztgenannte Gedanke ist besonders bedeutungsvoll. Galt für das Mittelalter die Autorität der Modellphilosophen und -grammatiker noch unangefochten, so entwickelte sich in der Renaissance eine autoritätskritische Einstellung. Andererseits wurden gerade in grammatischen Fragen die klassischen, ästhetisch als mustergültig angesehen Autoren wie Cicero und Virgil zu neuen Autoritäten, deren Eigentümlichkeiten auch dann als vorbildhaft galten, wenn sie der Logik widersprachen. An diesem Punkt setzt die Kritik des Sanctius ein; er läßt das Zeugnis der Klassiker nur dann gelten, wenn es der Vernunft nicht widerspricht. Wieder wird die Logik der Maßstab, an dem alles zu messen ist. Die Rationalität des mittelalterlichen Universalismus erscheint hier auf eine neue Entfaltungsstufe gehoben; im Ansatz von Sanctius wird nun auch der ästhetisierende Klassizismus der Renaissance kritisch mitreflektiert. Dem Anspruch vernunftgemäßer Kritik müssen sich auch die künstlerisch bewunderten Dichter und Redner der Antike stellen, sie können davon nicht ausgenommen werden. Schon gar nicht können die Grammatiker als Autorität anerkannt werden; alle *testimonia* müssen sich kritisch durchleuchten lassen:

quoniam res de qua agimus, ratione primum, deinde testimoniis et usu est comprobanda ... Quare jam nemo mihi turbam Grammaticorum aliter praecipientium opponat; nam tantum cuique credendum est, quantum ratione comprobaverit.

(Sanctius 1587 (1664) : 5f)

Es muß dem Grammatiker wie dem Philosophen um die Wahrheit gehen, nicht um das Referieren dessen, was Autoritäten zu der jeweiligen Frage gemeint haben. Die Wahrheit aber liegt nicht immer offen zutage; oft muß sie aufgespürt und freigelegt werden. Sie ist tief und schwer zu erreichen, und man darf sich nicht mit Oberflächlichkeiten zufriedengeben. Sanctius formuliert hierzu die folgende, bemerkenswerte Maxime:

Latet enim veritas: sed nihil pretiosius veritate.

(Sanctius 1587 (1664) : 3)

Aus alledem folgt, daß die Grammatik eine eigenständige Disziplin ist, nicht ein bloßes Anhängsel der Philologie, als welches sie im Zeitalter des Humanismus oft behandelt worden ist. Sanctius entdeckt die Eigengesetzlichkeit der Grammatik neu; er ist bestrebt, die Linguistik als autonomes Fach zu etablieren. Wenn jemand den Satz aufstellt „Im Dreieck ist die Summe der Winkel 180°“, dann ist dies inhaltlich nur vom Mathematiker zu beurteilen, während die Kritik der sprachlichen Form ausschließlich der Grammatiker leisten kann:

hic Grammaticus explicabit grammaticam, doctrinam vero nonnisi Mathematicus.

(Sanctius 1587 (1664) : 7)

Dementsprechend fordert Sanctius einen „absoluten“ Grammatiker, der sich nicht nur um mathematische, sondern auch um literarische Inhalte in keiner Weise kümmert. Wenn er den Sinn der Worte gar nicht versteht, um so besser; dann ist sein Analysegegenstand die Syntax als eine völlig autonome Ebene der sprachlichen Gestaltung:

Mihi perfectus, absolutusque Grammaticus est ille qui in Ciceronis vel Virgilii libris intelligit, quae dictio sit nomen, quae verbum etc., quae ad solam Grammaticam spectant, etiam si sensum verborum non intelligat.

(Sanctius 1587 (1664) : 6)

Diese Idee einer autonomen, inhaltsunabhängigen Syntax erinnert an die Gedankenexperimente, welche die moderne Linguistik anstellt: Chomskys *Colorless green ideas sleep furiously* ist zwar absurd, aber wohlgeformt; auch der beliebte Beispielsatz der Scholastiker *Socrates albus currit bene* glänzt weder durch Sinntiefe noch durch Eleganz. Diese Einstellung ist für den universalistischen Ansatz aller Epochen typisch, während in partikularistischen Epochen vom Inhalt und der Ästhetik nicht abstrahiert zu werden pflegt.

Die autonome Syntax ist für Sanctius nicht irgendeine Ebene der Grammatik, die gleichberechtigt neben anderen stünde, vielmehr ist sie für ihn der Inbegriff der Grammatik schlechthin. Er wendet sich daher vehement gegen die herkömmliche Einteilung der Grammatik in Teildisziplinen, die sprachliche Hierarchieebenen zum Gegenstand haben; während traditionellerweise *orthographia*, *prosodia*, *etymologia* und *syntaxis* mit ihren jeweiligen Gegenstandsbereichen *littera*,

syllaba, dictio und *oratio* nebeneinander gesetzt werden, gilt für Sanctius folgendes:

oratio et syntaxis est finis grammaticae; ergo igitur non pars illius.
(Sanctius 1587 (1664) : 7)

Dem Gedanken der primär als Syntax aufgefaßten Grammatik sind wir bereits in Meigrets französischer Grammatik von 1550 begegnet; neu bei Sanctius ist es, daß er ihn nicht nur als Programm formuliert, sondern ihn auch konsequent in die Praxis umsetzt.

1.2. Die rationalistische Reduktion der Wortarten

Das zentrale Problem der herkömmlichen Grammatik war, sofern es überhaupt als Problem gesehen wurde, die Einteilung der Redeteile (*partes orationis*, nach μέρη τοῦ λόγου). Grammatiken waren fast immer nach Wortarten gegliedert (und sind es übrigens großenteils bis heute). Wenn man nicht einfach die Einteilung von Donat und Priscian übernommen hat, war daher die Feststellung dessen, was als Redeteil zu gelten hat und was nicht, von entscheidender Bedeutung. Entsprechend variabel sind die Antworten. In dieser Situation versucht Sanctius, mit Hilfe rationaler Überlegung für Klarheit zu sorgen. Nachdem er eine Reihe klassischer Einteilungen, darunter die von Nebrija, referiert und verworfen hat, stellt er sein eigenes Schema mit den folgenden Worten vor:

Cum igitur oratio sit finis grammatici, excutiamus ex quibus haec oratio possit constitui, ita ut nihil sit, quod per orationem non possimus enunciare. Sunt autem haec tria, nomen, verbum, particulae; nam apud Hebraeos tres sunt partes orationis, nomen, verbum, et dictio consignificans. Arabes quoque has tantum tres orationis partes habent: Pheâl, verbum; Ismî, nomen; Herph, dictionem.

(Sanctius 1587 (1664) : 9)

Diese Einteilung ist nicht nur von erstaunlicher Modernität und Rationalität; sie fällt auch durch die Berufung auf hebräische und arabische Quellen aus dem Rahmen des sonst zu jener Zeit in Europa Üblichen.

Zunächst ist, wie gesagt, die Rationalität dieses rigorosen, konsequent alles Überflüssige ausschneidenden Ansatzes hervorzuheben. Bei der Reduktion der Wortarten auf die essentiellen drei ist Ockhams

Rasiermesser angewandt worden (*non sunt multiplicanda entia praeter necessitatem*). Eine grundlegende Einteilung der Wortarten würde man aus der Sicht der heutigen Universalienforschung nicht wesentlich anders vornehmen: einerseits besteht kein Zweifel an dem grundlegenden und aller Wahrscheinlichkeit nach universalen Charakter der Unterscheidung von Nomen und Verbum, der gegenüber alle anderen Distinktionen sekundär sind (vgl. etwa Dixon 1982 : 2f und Hagège 1982 : 69 - 75); andererseits gibt es neben diesen beiden wesentlichen Klassen von Lexemen in allen Sprachen „Formwörter“ oder formale Elemente, welche grammatische Bedeutungen tragen (man denke etwa an die von Tesnière (1959 : 53f) dem Chinesischen entlehnte Distinktion von *mots pleins* und *mots vides* (chinesisch *shí zì* vs. *xǔ zì*)). Eine ternäre Differenzierung wie die hier von Sanctius vorgeschlagene erscheint in jeder Hinsicht einer rational fundierten Grammatiktheorie gemäß.

Historisch fast noch bemerkenswerter als diese rationale Begründung ist die Berufung auf das Vorbild (nicht die Autorität!) semitischer Grammatiker. In der Tat ist für die semitischen Sprachen von allem Anfang an eine entsprechende Dreigliederung der Wortarten postuliert worden. Sie geht im Kern auf eine wohl von griechischen Vorbildern unabhängige, selbständige Intuition des Ahnherrn der arabischen Grammatik, des in Basra lebenden Persers Sibawayh (um 760 - 793), der in seinem schlicht *كتاب Kitāb* „Buch“ genannten Werk bereits die Einteilung in die drei Basiskategorien اسم *?ism* „Name=Nomen“, فعل *fiʿl* „Handlung=Verb“ und حرف *ḥarf* „Buchstabe=Partikel“ vorgenommen hat (vgl. Mosel 1975 : 12ff). Diese Einteilung ist von allen Nachfolgern im arabischsprachigen Bereich als grundlegend übernommen worden. Sie wurde darüber hinaus auch von den hebräischen Grammatikern des spanischen Mittelalters angenommen; bei Dunaš ben Labraṭ (um 925 - 990), der aus Bagdad stammte und in Córdoba lehrte, hat sie die folgende Form:

todo lenguaje se divide en tres grupos: nombre (*šemot*), verbo (*peʿalim*) y partículas (*tevat ha-ʿinyanim*).

(Dunaš ben Labraṭ, übersetzt bei Del Valle Rodríguez 1981 : 232)

Hierbei entsprechen *שׁ* *sem* und *פעל* *peʿal* etymologisch wie semantisch dem arabischen *?ism* und *fiʿl*; *tevat ha-ʿinyan* übersetzt man am besten als „Relationswort“. Der berühmte Dichter und Universalgelehrte Abraham ibn ʿEzra aus Tudela (1092 - 1167) hat diese Dreiteilung philosophisch gedeutet: das Nomen ist die Substanz,

das Verb das Akzidens; die Partikel repräsentiert den zwischen beiden vermittelnden Sprecher (nach Del Valle Rodriguez, l. c.).

Sanctius besaß Grundkenntnisse im Arabischen und Hebräischen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war es an einer Universität wie Salamanca noch möglich, sich auf orientalische Modelle zu berufen. Hierin lebt noch, wenn auch bereits in sehr abgeschwächter Form, etwas von dem mittelalterlichen Neben- und Miteinander der drei Religionen auf der Iberischen Halbinsel fort. Wie oben bereits ausgeführt, wurde diese Reduktion der Wortarten zusammen mit ihrer Begründung nach semitischen Vorbildern eine Generation später von dem ebenfalls in Salamanca lehrenden Gonzalo Correas übernommen (s. o. III, 3.3.).

Interessant ist bei Sanctius des weiteren seine Darstellung des Pronomens. Er wendet sich, sicher zu Recht, gegen die herkömmliche Bezeichnung und argumentiert:

Ego, tu, sui, Protonomina, vel prima nomina rectius vocarentur, quum sint aliorum duces, et sui juris ... caetera omnia nomina ab his gubernantur, et eis sublatis reliqua omnia muta et manca reperientur.

(Sanctius 1587 (1664) : 13)

Die Definitionen der Wortarten selbst sind bei Sanctius rein formal; dies verwundert bei seiner antisemantischen, nur an der Syntax orientierten Grundeinstellung keineswegs. Er kleidet diese Definitionen in das Gewand der scholastischen Logik, was jedoch keineswegs bedeutet, daß er sich die scholastischen Wortartendefinitionen inhaltlich zu eigen macht. Ich zitiere die Definitionen von Nomen und Verb, in denen auch die Überzeugtheit des Autors von sich selbst plastisch zum Ausdruck kommt:

nominis finitio est per vocem numeri casualis cum genere; que definitio propria est et perfecta: vox enim seu dictio, seu pars orationis genus proximum est; et casus est specialis differentia. / Verbum est vox particeps numeri personalis cum tempore. Haec definitio vera est, et perfecta, reliquae omnes Grammaticorum ineptae.

(Sanctius 1587 (1664) : 17/ 34)

Mit solchen Definitionen bezieht Sanctius gegen Aristoteles Stellung; er behauptet sogar, die traditionelle semantische Definition stamme gar nicht von Aristoteles, was natürlich nicht richtig ist.

1.3. Die Entdeckung „tiefer“ Strukturen jenseits der Rhetorik

Sanctius hat in jüngerer Zeit besondere Beachtung erfahren und ist zuweilen geradezu zum Vorläufer der Generativen Transformationsgrammatik stilisiert worden. Was die technischen Details angeht, ist dies sicher sehr fragwürdig. Moderne Begriffe wie *Tiefenstruktur* und *Oberflächenstruktur* lassen sich gewiß nicht ohne weiteres auf frühere Stadien der Sprachwissenschaft zurückprojizieren. Auf der anderen Seite ist es aber auch unbestreitbar, daß unsere heutige Zeit eine starke Affinität zu der rationalistischen Perspektive hat, wie sie von Sanctius im Europa der Neuzeit initiiert worden ist. Von daher gesehen ist die starke Faszination, die dieser Grammatiker heute ausübt, sehr wohl verständlich. Im übrigen werden die erwähnten Begriffe hier in folgendem Sinne verwendet: *Oberflächenstruktur* ist das unmittelbar Sichtbare, *Tiefenstruktur* hingegen eine dahinter verborgene Struktur, die es durch rationale Analyse aufzuspüren gilt. Eine Festlegung auf irgendeine Variante der Generativen Transformationsgrammatik wird hierbei ausdrücklich ausgeschlossen.

Der rationalistische Ansatz versucht, die scheinbaren Ungereimtheiten des real ausgeprägten Sprachgebrauchs auf eine verborgene, nicht unmittelbar sichtbare innere Logik zurückzuführen. Er will das scheinbar Irrationale verstehbar und erklärbar machen. Nun gibt es innerhalb des linguistischen Erfahrungshorizontes der Zeit sicher nichts scheinbar Irrationales, an der Oberfläche Undurchschaubareres als den rhetorisch oder dichterisch ausgeformten Sprachgebrauch der klassischen Autoren der Antike. Aus der Sicht der modernen Volkssprachen wirken die überlieferten Zeugnisse der antiken Literatursprachen verfremdet. Die kumulative Anwendung einer Vielzahl von Stilfiguren läßt die aus der eigenen Sprache vertrauten einfachen Grundstrukturen oft kaum mehr erkennen. Ein wichtiges praktisches Problem bestand überdies darin, daß man diese künstlich überhöhten Literaturidiome nicht nur passiv zu verstehen, sondern auch aktiv pädagogisch zu vermitteln hatte. Es ist das linguistisch-analytische und pädagogische Hauptanliegen von Sanctius, die lateinische Syntax mit all ihrer literarischen Künstlichkeit verstehbar zu machen. Die Begegnung mit der antiken Rhetorik führte zu der Erkenntnis, daß es in der Sprache verborgene Schichten gibt, die sich dem Blick des Betrachters nicht unmittelbar erschließen, wenn man so will eben Tiefenstrukturen in einem nicht-technischen, nicht eng generativistischen Sinn. Diese „Tiefenstrukturen“, so das implizite Postulat von Sanctius, sind ratio-

naler Analyse zugänglich, sie werden von vernunftmäßig nachvollziehbaren Gesetzen beherrscht. Die scheinbare Regellosigkeit der realen Texte beruht auf Verwerfungen an der „Oberfläche“, Verwerfungen, die im wesentlichen bedingt sind durch rhetorische Überhöhung und poetische Stilisierung.

Jeder, der die alten Sprachen gelernt hat, kann die Unterscheidung zwischen einfachen Basisstrukturen und deren auf dem Weg zur realen Textausformung erfolgten komplexen Umgestaltung nachvollziehen. Sanctius geht indessen noch einen Schritt weiter. Nachdem die Einsicht, daß sich Sprache nicht im direkt Beobachtbaren erschöpft, erst einmal Fuß gefaßt hat, läßt sie sich verallgemeinern und über den Bereich des Poetisch-Rhetorischen hinaus anwenden. Das Postulat einer rational analysierbaren „Tiefenstruktur“ wird generalisiert.

Im wesentlichen geht es bei diesem Postulat darum, daß in der zugrundeliegenden Struktur mehr Elemente vorhanden sind als im realen Text; daß also, modern gesprochen, in der Tiefenstruktur bestimmte Elemente angenommen werden müssen, die auf dem Weg zur Oberfläche getilgt werden. Sanctius bezeichnet dies, in Anlehnung an die antike Rhetorik, als **Ellipse**. Seine konkrete Sprachanalyse ist im wesentlichen die Anwendung einer Ellipsentheorie. Für die Rekonstruktion elliptisch ausgelassener Elemente gibt es, gemäß dem im vorigen Absatz Ausgeführten, zwei Kriterien: zum einen das Zeugnis der Texte selbst, denn die Ellipse erfolgt nicht immer; und zum anderen die vernunftgemäße Reflexion, für welche die Annahme bestimmter zu ergänzender Elemente eine Notwendigkeit ist. In den Worten des Sanctius:

Ego illa supplenda praecipio, que veneranda illa supplevit antiquitas; aut ea, sine quibus Grammaticae ratio constare non potest.
(Sanctius 1587 (1664) : 269)

Das Ergebnis solcher elliptischer Auslassungen ist ein konziser und dadurch eleganter und idiomatischer Sprachgebrauch; in diesem Zusammenhang beruft sich Sanctius auf Quintilian, für den das „Reden nach der Grammatik“ etwas Unlateinisches war:

Nulla linguarum est, quae in loquendo non amet brevitatem; atque eo festivius quidque dicitur, quo plura relinquuntur intelligenda. Aliud est, inquit Fabius /sc. Quintilianus/, Latinè, aliud Grammaticè loqui. (l. c.)

Wie diese Ellipsentheorie im einzelnen angewendet wurde, sei nun noch abschließend am Beispiel der Relativsatzkonstruktion illustriert. Sanctius hat die Regeln so formuliert:

Diximus itaque, relativum collocari inter duos casus nominis unus; ut vidi hominem, qui homo disputat ... Solet in relativo deesse primus casus, aliquando secundus, nonnunquam ambo simul.
(Sanctius 1587 (1664) : 92/ 94)

Ebenso wie die moderne Transformationsgrammatik (aber natürlich ohne deren technisch-formalen Apparat) postuliert Sanctius, daß in dieser Konstruktion das Nomen tiefenstrukturell zweimal vorhanden sei, nämlich einmal im Matrix- und einmal im Gliedsatz. Eines dieser beiden Vorkommen desselben Nomens pflegt an der Oberfläche getilgt zu werden, wobei statistisch die Tilgung des Vorkommens im Gliedsatz bei weitem überwiegt; es kommt jedoch auch die Tilgung im Matrixsatz vor; außerdem kann Tilgung auch ganz unterbleiben, wenn nämlich beide Vorkommen oberflächenstrukturell realisiert werden. Sanctius belegt diese Regularitäten mit zahlreichen Beispielen, die er aus der antiken Literatur zusammengetragen hat. Aus der großen Zahl der von Sanctius gesammelten Belege zitiere ich je einen zu jedem der vier möglichen Fälle:

- a) keine Tilgung: *ad eam rem, qua de re iudicatum est* (Cicero);
- b) Tilgung im Matrixsatz: *quam quisque noverit artem, in hac se exerceat* (Cicero);
- c) Tilgung im Gliedsatz: „obvia“, z. B. *vidi hominem qui dormiebat*;
- d) doppelte Tilgung: *sunt quos curriculo pulverem Olympicum collegisse juvat* (Horaz).

Maßstab ist für ihn also, wie bereits ausgeführt, sowohl das Zeugnis der Autoren als auch die rationale Reflexion. Durch Verankerung seiner Theorien in der Empirie vermeidet Sanctius die Gefahr, in der viele Transformationsgrammatiker stehen, nämlich Tiefenstrukturen nach Belieben zu konstruieren; wer den festen Boden des real beobachtbaren Sprachgebrauchs verläßt, dem erschließen sich gewiß neue, wichtige Welten; er steht aber auch in Gefahr, solche Welten ohne Bezug zur sprachlichen Realität zu konstruieren, was im Ergebnis zu einer verselbständigten und daher am Ende linguistisch wertlosen Theoriebildung führen kann.

2. Rationalistische Linguistik im Frankreich des 17. Jahrhunderts

Die von Sanctius in Salamanca ausgestreute Saat trug in Spanien selbst nur wenig Früchte. Oben hatten wir bereits gesehen, daß Correas, der eine Generation später an derselben Universität gewirkt hat, von Sanctius beeinflusst worden ist. Im übrigen herrschte jedoch in Spanien des Inquisitionszeitalters, das im 16. Jahrhundert immerhin noch Gestalten wie Francisco de Vitoria, Juan Huarte oder Juan Luis Vives hervorgebracht hatte (vgl. Torre 1984, Coseriu 1977 : 62 - 102, Brekle 1984 und 1985 : 88 - 115), spätestens seit Ende ebendieses Jahrhunderts ein geistiges und politisches Klima, das kritische Rationalität kaum mehr zuließ. Wieder beobachten wir, wie zuvor schon bei Alfonso el Sabio und Nebrija, daß in Spanien geistesgeschichtliche Umbrüche sich früher ankündigen als im übrigen Europa, die Umbrüche selbst dann aber weitgehend ausbleiben. Es gibt Vorläufer von erstaunlicher Modernität; diese bleiben jedoch isolierte Einzelercheinungen.

Das Land, in dem die Ideen von Sanctius auf fruchtbaren Boden fielen, war Frankreich. Hier entwickelte sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts ein neues Konzept der Sprachwissenschaft, das dann für lange Zeit beherrschend blieb und dem einige der bedeutendsten sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Leistungen des 18. Jahrhunderts zu verdanken sind; dieses Konzept läßt sich nicht besser benennen als mit dem Titel des ersten Hauptwerks einer blühenden Gattung: *Grammaire générale et raisonnée*. Der Ansatz von Sanctius war universalistisch lediglich insofern, als er sich auf die allen Völkern gemeinsame Vernunft bezog; mit seiner empirischen Ausrichtung auf das Lateinische allein ist er immer noch dem Denken der Renaissance verhaftet. Im Unterschied dazu bricht sich mit der neuen Gattung der *Grammaire générale* der Universalismus effektiv auf allen Ebenen der Sprachbetrachtung Bahn. Sprachtheorie geht zwar immer noch von Einzelsprachen aus (wie sollte sie auch sonst einen Inhalt haben?), sie ist jedoch in ihrer Zielsetzung nicht mehr auf Einzelsprachen ausgerichtet. Ihr eigentlicher Gegenstand ist menschliche Sprache allgemein.

2.1. Die *Grammaire générale et raisonnée* von Port-Royal (1660)

Die berühmte, stets hochgeschätzte und in neuester Zeit wieder neu gewürdigte *Grammaire générale et raisonnée* von Port-Royal erschien im Jahre 1660, das dadurch zu einem Schlüsseldatum in der Geschichte der Sprachwissenschaft geworden ist. (Aus der Fülle der

einschlägigen Literatur verweise ich auf die folgenden Titel: Brekle 1964 und 1967, Chevalier 1966 und 1977, Foucault 1966 und 1969, Donzé 1967, Miel 1969, Pariente 1975 und 1978, Marin 1975, Lakoff 1976, Dominicy 1977 und 1981, Murat 1979, Ogle 1980, Swiggers 1981, 1981a und b, Auroux 1981 und 1982; besonders wichtig sind die beiden Monographien Dominicy 1984 und Pariente 1985.) Dieses Werk das Produkt der Zusammenarbeit zwischen zwei Männern: dem Theologen und Philosophen Arnauld und dem Pädagogen und Philologen Lancelot. Beide wirkten an dem Kloster von Port-Royal, der damaligen Hochburg des Jansenismus. Diese innerhalb des Rahmens des katholischen Kirche verbliebene reformatorische Bewegung betonte wie der Protestantismus die Innerlichkeit des Glaubenserlebnisses und der Gnadenerfahrung und damit auch die Freiheit des individuellen Gewissens. Sie war insofern von vornherein ein günstiger Nährboden auch für eine rationalistisch geprägte Sprachphilosophie. Antoine Arnauld, der eigentliche *spiritus rector* dieses Werkes sowie auch der zwei Jahre später in Zusammenarbeit mit dem Theologen Nicole entstandenen *Logique*, war als Theologe im Jahre 1656 aus der Sorbonne ausgestoßen worden und wirkte ganz am Kloster von Port-Royal. Sein Mitautor Claude Lancelot war Sprachenlehrer, besonders für Griechisch, an den hochangesehenen Petites Écoles ebendieses Klosters. Offenbar brachte Arnauld seinen weiten philosophischen Horizont, Lancelot hingegen seine sprachliche und grammatische Detailkenntnis und seine sprachpädagogische Erfahrung in die gemeinsamen Diskussionen um das Werk ein. In den Personen der beiden Autoren kamen auf diese Weise zwei Einflußströmungen zusammen, zu deren Kreuzungs- und Kristallisationspunkt die *Grammaire générale et raisonnée* geworden ist: das ist zum einen der damals noch eher im Untergrund zirkulierende Cartesianismus, dem Arnauld sehr nahestand; zum anderen berichtet uns Lancelot selbst in aller Ausführlichkeit, ein wie entscheidendes Schlüsselerelebnis für ihn die Lektüre der *Minerva* des Sanctius gewesen ist. Gehen wir auf diese beiden Einflüsse nun etwas genauer ein.

2.1.1. Arnauld und Descartes, Lancelot und Sanctius

Es ist eine wohldokumentierte Tatsache, daß Arnauld die Werke des 1650 im schwedischen Exil verstorbenen Descartes sehr gut kannte, auch die nicht publizierten, von denen handschriftliche Kopien in Umlauf waren. So ist beispielsweise der 4. Teil der *Logique*, der den bezeichnenden Titel „De la méthode“ trägt, ganz und gar cartesianisch geprägt, wobei manche Stellen wörtlich an damals noch nicht publi-

zierte Texte von Descartes anklingen: so stimmt etwa das 2. Kapitel dieses Teils streckenweise fast wörtlich mit der Regel XIII der *Regulae ad directionem ingenii* überein; dieses Werk von Descartes erschien aber erst posthum im Jahre 1701 in Amsterdam. Der methodische Zweifel, die vor nichts haltmachende kritische Vernunft sind für die Autoren der *Grammaire générale et raisonnée* ebenso wie für die der *Logique* wichtige und grundlegende Voraussetzungen ihres Denkens. Schon aus diesem Grunde ist es also sehr wohl berechtigt, die Linguistik von Port-Royal als „cartesianisch“ zu bezeichnen, so wie dies Chomsky in seinem einflußreichen Buch von 1966 getan hat. Descartes selbst hat ja keine eigene Sprachtheorie entwickelt, obgleich der Sprache in seinem Argumentationsgefüge eine Schlüsselrolle zukommt. Die Grammatik von Port-Royal ist somit ein wichtiges Dokument auch in philosophiegeschichtlicher Hinsicht; neben Cordemoys *Discours physique de la parole* repräsentiert sie in der Tat den linguistischen Cartesianismus in einem unmittelbaren und wörtlichen Sinn (vgl. auch Bossong 1979a).

Neben diesen allgemeinen philosophischen Einfluß tritt der spezifisch linguistische von Francisco Sánchez de las Brozas. Lancelot hat für den Gebrauch seiner Schüler an den Petites Écoles eine ganze Reihe von kleineren Sprachlehrwerken verfaßt, die im konstanten Teil ihrer Titel an manche modernen Kurzlehrgänge erinnern. Bereits 1644 erschien eine *Nouvelle méthode pour apprendre facilement et en peu de temps la langue latine*; diese Lateinmethode wurde bei der dritten Auflage 1653 grundlegend überarbeitet, worauf wir gleich zu sprechen kommen. 1655 kam dann eine *Nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue grecque* heraus, der 1659 eine *Nouvelle méthode pour apprendre facilement et en peu de temps la langue italienne* und 1660 eine ebensolche Methode für das Spanische folgten (bezeichnenderweise fehlt der Zusatz „et en peu de temps“ nur beim Griechischen; auch pädagogische Hexenkünste würden es nicht ermöglichen, daß man sich diese Sprache in Rekordzeit aneignet!). All diese Sprachlehrwerke sind von hoher professioneller Qualität und würden es verdienen, von der Forschung einmal genauer untersucht und gewürdigt zu werden. Was uns im hier vorliegenden Zusammenhang vor allem interessiert, ist das Verhältnis zwischen der 1. und 3. Auflage der Lateinmethode; zwischen beiden hat Lancelot nämlich die *Minerva* des Sanctius gelesen und ist, so kann man wohl sagen, erst dadurch eigentlich vom bloßen Schullehrer zum Linguisten geworden. Während die erste Version ganz traditionell dem sattsam bekannten Schema der Schulgram-

matik folgt, bringt die neue Version umwälzende methodische Neuerungen, die von Sanctius angeregt worden sind. In seiner Dankesabstimmung an diesen spanischen Autor, den er enthusiastisch als „père des lettres et restaurateur des sciences“ feiert, hebt er zunächst einmal dessen Gedanken von der Autonomie der Syntax und der rationalen Begründbarkeit grammatischer Erscheinungen hervor:

Cét auteur /sc. Sanctius/ s'est estendu particulièrement sur la structure et la liaison du discours, que les Grecs appellent SYNTAXE, qu'il explique de la manière du monde la plus claire, en la redulsant à ses premiers principes et à des raisons toutes simples et naturelles; en faisant voir, que ce qui paroist construit sans aucune regle et par vn vsage entierement arbitraire de la Langue, se rappelle aisément aux loix générales de la construction ordinaire, ou en exprimant quelque parole qui y est sous-entenduë, ou en recherchant l'vsage ancien dans les anciens Auteurs Latins, dont il est demeuré des traces dans les nouveaux: et enfin en établissant vne analogie et vne proportion merveilleuse dans toute la Langue.

(Lancelot 31653 : 8)

Der Gegensatz zwischen einfachen Grundstrukturen und literarisch stilisierter Sprachverwendung, den wir im vorigen Abschnitt als grundlegend für die Sprachtheorie von Sanctius herausgearbeitet haben, wird von Lancelot zunächst folgendermaßen charakterisiert:

Car il faut remarquer, que les parties du discours se peuuent lier ensemble ou par vne construction simple, lors que tous les termes sont tellement exprimez dans leur ordre naturel, qu'on voit clairement pourquoy l'vn gouverne l'autre: ou par vne construction figurée, lors que s'esloignant de cette simplicité, on vse de certains tours et de certaines expressions, parce qu'elles sont ou plus fortes, ou plus courtes, ou plus elegantes, dans lesquelles il y a plusieurs parties du discours qui sont sous-entenduës sans estre marquées. Et aussi ce que doit faire particulièrement vn homme qui excelle dans l'art dont nous parlons; c'est de rappeler cette construction figurée aux loix de la simple, et de faire voir que ces expressions qui paroissent d'autant plus belles, qu'elles sont plus extraordinaires et plus hardies; subsistent neantmoins sur les principes de la construction ordinaire et essentielle de la Langue, si l'on sçait bien l'art de les y réduire. C'est ce que Sanctius a fait d'vne admirable maniere.

(Lancelot 31653 : 9)

Hieraus leitet Lancelot eine systematische und grundlegende Unterscheidung innerhalb des Bereichs der Syntax ab, die in dieser Form bei Sanctius noch nicht vorkommt; sie ist bei ihm zwar vorgebildet, er ist aber noch nicht zu der konsequenten Systematisierung vorgedrungen, die nun von Lancelot geleistet wird. Dieser trennt strikt zwischen „syntaxe simple“ und „syntaxe figurée“ beziehungsweise zwischen „syntaxe régulière“ und „syntaxe irrégulière“. Er entwickelt diesen Gedanken in der folgenden Form:

La Construction que les Grecs appellent Syntaxe n'est autre chose que la juste composition, et l'arrangement des parties dans l'oraison. Elle se divise en Simple ou Régulière, et en Figurée ou Irrégulière. La Régulière est celle qui suit l'ordre naturel, et qui approche beaucoup de la façon de parler des langues vulgaires. L'Irrégulière ou Figurée est celle qui s'éloigne de cet usage le plus commun, pour suivre certains tours et certaines façons de parler, ou plus courtes ou plus élégantes, auxquelles on voit que les Auteurs se sont étudiés.

(Lancelot ³1653 : 385)

(Hervorhebungen vom Autor; vgl. auch Lancelot ³1653 : 575)

Man beachte besonders, wie hier bereits der Gedanke aufscheint, daß die modernen Volkssprachen im Gegensatz zu den klassischen Sprachen der „natürlichen Ordnung“ folgen. Wie noch zu zeigen sein wird, ist dieser Gedanke, der ja auch schon bei Meigret angeklungen war, im 18. Jahrhundert in den Mittelpunkt der sprachwissenschaftlichen Diskussion gerückt. Von Sanctius führt über Lancelot und die Schule von Port-Royal ein gerader Weg in die Linguistik der französischen Aufklärung. Mit ausdrücklicher Einbeziehung des Terminus „ordre naturel“ hat dann der Grundgedanke der Einteilung der Syntax in zwei getrennte Bereiche auch in den Text der *Grammaire générale et raisonnée* selbst Eingang gefunden:

Ce que nous avons dit ci-dessus de la syntaxe, suffit pour en comprendre l'ordre naturel, lorsque toute les parties du discours sont simplement exprimées, qu'il n'y a aucun mot de trop ni de trop peu, et qu'il est conforme à l'expression naturelle de nos pensées. Mais parce que les hommes suivent souvent plus le sens de leurs pensées, que les mots dont ils se servent pour les exprimer, et que souvent, pour abrégé, ils retranchent quelque chose du discours, ou bien que, regardant la grâce, ils y laissent quelque mot qui semble superflu, ou qu'ils en renversent l'ordre naturel; de là est venu qu'ils ont introduit quatre façons de par-

ler, qu'on nomme figurées, et qui sont comme autant d'irrégularités dans la Grammaire, quoiqu'elles soient quelquefois des perfections et des beautés dans la langue.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 106f)

Es sei schließlich noch darauf verwiesen, daß Lancelot zumindest zeitweise auch die Lehre des Sanctius von den drei Wortarten übernommen hat: in seiner *Nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue grecque* reduziert er die acht Redeteile der griechischen Schulgrammatik auf *nom*, *verbe* und *particules indeclinables* (Lancelot 1655 : 48). In der Folge wurde dann allerdings diese Wortartentheorie durch eine andere ersetzt, die stärker an der Logik der Aussage orientiert ist und wohl vor allem die Handschrift des großen Philosophen und Logikers Antoine Arnauld trägt.

2.1.2. Sprachreflexion im Spannungsfeld von Lateinisch und Französisch

Die *Grammaire générale et raisonnée* ist ein komplexer Text, dessen Vielschichtigkeit an dieser Stelle auch nicht annähernd ausgeschöpft werden kann; es sollen nur wenige Aspekte herausgegriffen werden, die für den hier verfolgten Zusammenhang signifikant sind. Zunächst einmal muß hervorgehoben werden, daß in diesem Werk erstmals die universalistische Reflexion eine romanische Volkssprache nicht nur als Metasprache benutzt, sondern sie auch zum primären empirischen Ausgangsmaterial erhebt. In dieser neuen Runde des dialektischen Wechselspiels von Universalismus und Partikularismus wird, wie im lateinischen Mittelalter, die Struktur von Sprache schlechthin an einer konkreten historischen Einzelsprache abgelesen. Das zu diesem Zeitpunkt erreichte neue Bewußtsein führt jedoch dazu, daß das, was die scholastische Sprachphilosophie erbracht hat, hier nicht einfach wiederholt wird, sondern der Ertrag dieser Philosophie auf eine höhere Stufe gehoben und dadurch auch inhaltlich transformiert wird: der zweite Universalismus ist nicht ein bloßes Wiederaufleben des ersten, vielmehr sind die Ergebnisse des ersten Partikularismus in ihn eingegangen. Der Universalismus von Port-Royal, der für die ganze darauffolgende sprachphilosophische Epoche prägend geworden ist, unterscheidet sich vom mittelalterlichen Universalismus in zweierlei Hinsicht: primäre Ausgangssprache ist das Französische, nicht mehr das Lateinische; und die Partikularität der Einzelsprachen schwindet nie ganz aus dem Bewußtsein, wird vielmehr stets mitreflektiert.

Durch den Bezug auf die eigene Muttersprache, und das heißt eben auf eine lebendige, gesprochene Sprache, die nicht nach schulmäßigen Regeln erlernt wurde, bekommt die sprachtheoretische Reflexion eine ganz andere Unmittelbarkeit als dies im Mittelalter der Fall war. Außerdem wirkt der Bezug auf die Muttersprache insofern befruchtend, als diese ja nicht in dem gleichen Maße grammatisch erfaßt und fixiert ist wie die Schulsprache Latein. Um eine Sprache wie das Lateinische zu gebrauchen, lernt man Regeln, die dadurch den Status von fest vorgegebenen Größen erlangen. Man kann allenfalls *a posteriori* nach dem Warum dieser Regeln fragen (dies haben die Modisten ausgiebig getan), nicht jedoch nach den Regeln als solchen; diese werden immer schon vorausgesetzt. Wenn das Sprachdenken von der Muttersprache ausgeht, die ja durch unbewußt verlaufende Imitation erworben wird, ohne daß die Regeln explizit gemacht würden, dann stehen zunächst einmal diese Regeln selbst zur Debatte. Die Reflexion zielt auf die Adäquatheit der Regelformulierung an sich, ehe sie das Warum der Regeln zu ergründen versucht. Die Erfassung sprachlicher Primärdaten wird dadurch insgesamt reflektierter, bewußter, weniger naiv als dies bei einer schulmäßig gelernten Sprache der Fall zu sein pflegt. Zwar finden wir, wie soeben dargestellt, Ansätze zu einer solchen reflektierten, nicht-naiven Regelerfassung im Lateinischen auch schon bei Sanctius, doch erst mit der Verlagerung des Schwergewichts auf die eigene, die romanische Volkssprache kommt dieser Gesichtspunkt voll zum Durchbruch. Erst nachdem das Nachdenken über sprachliche Universalien aufgehört hat, vom Lateinischen auszugehen, ist es imstande, die Regelgläubigkeit zu überwinden, die einem „autoritativen Vorgut“ wie dem Latein fast immer entgegengebracht wurde.

Zu diesem allgemeinen Gesichtspunkt kommt speziell noch hinzu, daß es gerade das Französische ist, von dem jetzt ausgegangen wird; in gewissem Sinne hat das Französische die Funktionen des Lateinischen übernommen, gerade auch im Hinblick darauf, daß es nun als das maßgebliche Modell davon angesehen wurde, wie eine wohlgebaute Sprache auszusehen hat. Das Französische wird zur neuen Autorität, was sich dann im 18. Jahrhundert in der kulturellen Suprematie dieser Sprache in ganz Europa ausprägt. Und diese neue Autorität wird ebenso wie das mittelalterliche Latein als ein Modell der universalen Sprachlogik angesehen. Das Lateinische, und zwar nicht etwa die rational durchgeformte Sprache der Scholastik, vielmehr das literarisch kultivierte Idiom des Humanismus, wird nunmehr im Namen einer neuen Rationalität abgelehnt zugunsten des als klar und logisch empfundenen

denen Französischen. Die Suprematie der neuen sprachlichen Autorität wird nicht mehr, wie in der Renaissance, mit dem Vorhandensein literarischer Meisterwerke, mit der „illustration“ begründet, sondern mit ihrer inneren Folgerichtigkeit, mit ihrer Nähe zur universalen menschlichen Vernunft, mit ihrer Logik und Klarheit. Die ein Jahrhundert zuvor noch so hochgelobte rhetorische Überhöhung der klassischen Sprachen der Antike erscheint jetzt zunehmend in negativem Licht; durch die von Sanctius erstmals systematisch erfaßten Ellipsen und die anderen „Figuren“ der Rhetorik wird der rationale Kern der Sprache vernebelt und verschleiert. Als zunehmend vorbildhaft wird diejenige Sprache empfunden, die von solchen Trübungen frei ist und die allgemein-menschlichen Grundstrukturen der Syntax rein und unvermischt widerspiegelt: das Französische. In den Worten von Chevalier: „le français, hissé au niveau d'un instrument de raisonnement, devient un modèle de raisonnement“ (Chevalier 1968 : 484). Sehr klar wird dies ganz am Ende der Grammatik formuliert:

il n'y a guère de langue qui use moins de ces figures que la nôtre, parce qu'elle aime particulièrement la netteté, et à exprimer les choses, autant qu'il se peut, dans l'ordre le plus naturel et le plus désembarrassé; quoiqu'en même temps elle ne cède à aucune en beauté ni en élégance.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 108)

In dem letzten Satz wird das Ergebnis des Partikularismus der vorangegangenen Epoche zusammengefaßt und fortgesetzt; das Schwergewicht der Aussage liegt aber nicht auf der „Eleganz“ des Französischen, sondern darauf, daß für diese Sprache der rationalistisch aufgefaßte „ordre naturel“ in Anspruch genommen wird, also auf dem Thema, das dann im folgenden Jahrhundert breit entfaltet wird.

Damit sind wir schon mitten in der Behandlung des zweiten der obengenannten Punkte: das Französische tritt in der Phase des zweiten Universalismus an die Stelle des Lateinischen, so haben wir soeben ausgeführt; darin ist aber auch zugleich impliziert, daß nunmehr nicht nur eine Sprache, sondern mindestens zwei den Ausgangspunkt der Reflexion bilden. In der Sprachphilosophie der Hochscholastik befanden sich andere Sprachen als das Lateinische überhaupt nicht im Blickfeld; sie existierten zwar in der Praxis, das heißt in der konkreten Lebenswirklichkeit, nicht aber in der Theorie, im Nachdenken über Sprache. Die Gesetze des menschlichen Sprechens wurden an den Gegebenheiten einer einzigen Sprache abgelesen. Hierdurch waren

Verzerrungen des resultierenden Gesamtbildes vorprogrammiert. Die Gefahr, daß ganz spezifische Eigenheiten der Ausgangssprache zu Gesetzmäßigkeiten von Sprache schlechthin hypostasiert werden, ist niemals ganz auszuschalten, sie ist jedoch bei einer solchen empirischen Ausgangslage naturgemäß besonders groß. In der Epoche des zweiten Universalismus hat man diesen methodischen Fehler nicht mehr begangen, vielmehr entzündete sich die sprachtheoretische Reflexion stets an der Kontrastierung der beiden genetisch zwar zusammenhängenden, typologisch aber höchst gegensätzlichen Sprachen Lateinisch und Französisch, oder allgemeiner der klassischen und der modernen Sprachen. Dieser Kontrast ist die wesentliche empirische Ausgangsbasis für das gesamte Sprachdenken des zweiten Universalismus. Die Grundlage für diese Betrachtungsweise wurde gelegt in Port-Royal, wo eine „allgemeine Grammatik“ unter der Mitautorschaft eines Pädagogen entstanden ist, der sich um die Vermittlung der so fremden Strukturen der klassischen Sprachen an Kinder mit französischer Muttersprache bemühte. Natürlich ist eine Reflexion, die von den Kontrasten eines typologisch divergenten Sprachenpaares ausgeht, von vornherein tiefer und reicher als eine solche, die nur eine einzige Sprache zur Grundlage nimmt. Die Spannweite der zu berücksichtigenden Phänomene ist von vornherein größer; durch die gegenseitige Relativierung der beiden Sprachen wird die Gefahr der unzulässigen Verallgemeinerung kleiner gehalten. Als universal aufgefaßt werden so nicht mehr die Strukturen einer Einzelsprache, sondern die mehreren, mindestens zwei, Sprachen gemeinsam zugrundeliegenden Strukturen. Der zweite Universalismus hat, im Gegensatz zum ersten, von allem Anfang eine typologisch-vergleichende Komponente. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß sich die ersten Ansätze zu einer Sprachtypologie im modernen Sinn genau innerhalb dieses geistesgeschichtlichen Kontextes finden, nämlich in der französischen Aufklärungslinguistik des 18. Jahrhunderts, die im Zeichen der in Port-Royal entwickelten Fragestellungen steht.

Wir wollen nun, nach dieser allgemeinen Charakterisierung der *Grammaire générale et raisonnée* im Hinblick auf die übergreifende Fragestellung des Verhältnisses von Universalismus und Partikularismus, in aller gebotenen Kürze ihren Grundansatz herausarbeiten und diesen durch einige wenige ausgewählte Beispiele illustrieren.

2.1.3. Grammatik als „Wissenschaft“

Der Grundansatz läßt sich auf eine kurze Formel bringen: Grammatik wird nicht mehr aufgefaßt als *art*, sondern als *science*. Seit der mittelalterlichen Philosophie ist der Gegensatz von *ars* und *scientia* im abendländischen Denken heimisch; eingeführt wurde er natürlich schon viel früher, nämlich im griechischen Denken, wo zwischen *τέχνη* und *ἐπιστήμη* unterschieden wurde, also einer mechanisch zu erlernenden Fertigkeit und einem gedanklichen Durchdringen, einem verstehenden Nachvollziehen. Trotz der Episode des hochscholastischen Modismus galt Grammatik im Mittelalter im wesentlichen als eine *ars*, also eine Technik, eine „Kunst“ im wörtlichen Sinne des „Könnens“; dementsprechend gehörte sie auch in den im Wortsinne „trivialen“, propädeutischen Bereich des Triviums. Deklinationsparadigmen versteht man nicht; man lernt sie eben auswendig. Von Wissenschaft kann dieser Auffassung zufolge nur dann die Rede sein, wenn rationale Argumente nachvollzogen werden müssen, wenn es ein „raisonnement“ zu begreifen gilt, also im wesentlichen in den mathematischen Disziplinen wie denen des Quadriviums. Im Gegensatz dazu erhebt die Sprachtheorie des zweiten Universalismus dezidiert den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Die Grammatik erforscht, wenn sie denn „allgemeingültig und argumentativ“ sein soll (so könnte man *général et raisonné* wohl einigermaßen zutreffend übersetzen), gedankliche Zusammenhänge, die nicht weniger rational verstehbar sind als diejenigen der Mathematik. Die Grammatik wird, indem sie universalistisch und rationalistisch neu konzipiert wird, von einer bloßen Kunstfertigkeit zur Wissenschaft. Lancelot hat dies im Vorwort des gemeinsamen Werks von 1660 so formuliert:

Ceux qui ont de l'estime pour les ouvrages de raisonnement, trouveront peut-être en celui-ci /sc. ce petit Traité, i.e. la Grammaire générale et raisonnée/ quelque chose qui les pourra satisfaire, et n'en mépriseront pas le sujet, puisque, si la parole est un des plus grands avantages de l'homme, ce ne doit pas être une chose méprisable de posséder cet avantage avec toute la perfection qui convient à l'homme; qui est de n'en avoir pas seulement l'usage, mais d'en pénétrer aussi les raisons, et de faire par science ce que les autres font seulement par coutume.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 4)

Entscheidend ist hierbei der Zusammenhang zwischen Allgemeinheit und Rationalität: nach cartesianischer Auffassung spiegelt die

Sprache gewisse Grundstrukturen des menschlichen Geistes wider. Sie ist Ausdruck, das heißt sinnlich wahrnehmbarer Reflex, des unsinnlichen Denkens. Daher müssen sich die rational erfaßbaren, auf den Gesetzen der Logik beruhenden Grundstrukturen in allen Sprachen gleichermaßen finden; für die Logik gibt es keine nationalen oder historisch gewachsenen Besonderheiten. Sie ist das Universale schlechthin. Chomsky hat in seinem einflußreichen und umstrittenen Werk über die „cartesianische Linguistik“ diesen Zusammenhang so ausgedrückt: „Die Kerndoktrin der cartesianischen Linguistik besteht darin, daß die generellen Merkmale grammatischer Struktur allen Sprachen gemeinsam sind und gewisse fundamentale Eigenschaften des Geistes widerspiegeln.“ (Chomsky 1966 (1971) : 79). Bei Foucault wird dies etwas detaillierter so ausgeführt: „Le critère consiste dans la réciprocité entre le caractère général et le caractère raisonné de l'analyse. C'est pourquoi pendant près d'un siècle et demi, ces deux termes seront presque constamment associés. En effet, une grammaire peut bien choisir ses exemples dans un domaine limité, si elle est cependant capable de donner raison à des usages particuliers, de montrer quelle nécessité les fonde, si elle peut rapporter les faits d'une langue aux évidences qui les rendent transparents, elle aura atteint par le fait même le niveau des lois qui valent de la même façon pour toutes les langues: car la raison qui traverse la singularité des langues n'est pas de l'ordre du fait historique ou de l'accident; elle est de l'ordre de ce que les hommes en général peuvent vouloir dire.“ (Foucault im Vorwort zu Arnauld & Lancelot 1660 (1969), X).

2.1.4. Die doppelte Artikulation der Sprache und der cartesianische Dualismus

Die Sprachtheorie verdankt der Grammatik von Port-Royal eine Reihe wichtiger Unterscheidungen und Einsichten. Hierbei gilt, daß auch Gedanken, die bei Arnauld und Lancelot nicht unbedingt völlig neu sind, sondern antike oder mittelalterliche Vorläufer haben, bei diesen Autoren in einer bis dahin unerreichten und auch späterhin als vorbildlich geltenden Klarheit durchdacht und formuliert worden sind. Bei den folgenden illustrierenden Beispielen soll daher nicht behauptet werden, die vertretenen Gedanken seien absolut originell; es geht vielmehr um ihre Ausgestaltung und die Tiefe ihrer Durchdringung.

Nennen wir zunächst den Gedanken der doppelten Artikulation der Sprache, der auch in der modernen Linguistik wieder als fundamental

für die menschliche Sprachfähigkeit angeommen wird und im Mittelpunkt aller Überlegungen zu den konstitutiven Universalien des menschlichen Sprachbaus steht (vgl. Martinet 1960 (1963) 21ff). Bei den Autoren der *Grammaire générale et raisonnée* wird er folgendermaßen formuliert:

jusqu'ici, nous n'avons considéré dans la parole que ce qu'elle a de matériel, et qui est commun, au moins pour le son, aux hommes et aux perroquets. Il nous reste à examiner ce qu'elle a de spirituel, qui fait l'un des plus grands avantages de l'homme au-dessus de tous les autres animaux, et qui est une des plus grandes preuves de la raison: c'est l'usage que nous en faisons pour signifier nos pensées, et cette invention merveilleuse de composer de vingt-cinq ou trente sons cette infinie variété de mots, qui, n'ayant rien de semblable en eux-mêmes à ce qui se passe dans notre esprit, ne laissent pas d'en découvrir aux autres tout le secret, et de faire entendre ceux qui n'y peuvent pénétrer, tout ce que nous concevons, et tous les divers mouvements de notre âme.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 22)

Dies ist nun ganz im Sinne des cartesianischen Dualismus gedacht: für Descartes klafft ein Abgrund zwischen dem Geistigen und dem Materiellen; es gäbe keinerlei Brücke zwischen diesen beiden Bereichen, wenn eben nicht die Sprache wäre, die es, als materielles und geistiges Medium zugleich, vermag, die beiden getrennten Seinsbereiche zueinander zu führen. Die *res cogitans* wird in der *res extensa* nur durch die Sprache manifest. Von daher gesehen ist es unbestreitbar, daß die Sprache im cartesianischen Denken einen zentralen Rang einnimmt. Descartes' ganzes Argumentationsgebäude würde zusammenfallen, wenn nicht die Sprache als vermittelndes Element die beiden Pole zusammenhielte. Er selbst hat, trotz dieser zentralen Bedeutung der Sprache, nie eine kohärente und systematisch aufgebaute Sprachtheorie entwickelt. Indessen hat er mit seinem Denkansatz für eine bedeutende cartesianische Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie den Grundstein gelegt. Die Autoren von Port-Royal haben im Detail ausgeführt, was bei Descartes selbst nur angedeutet ist.

2.1.5. „CONCEVOIR et JUGER“, Apprehension und Assertion

Ein Grundgedanke von Arnauld und Lancelot ist die Unterscheidung dreier Basisoperationen des menschlichen Geistes und deren Auswirkungen auf den Bau der Sprache. Diese drei Basisoperationen sind das Erfassen von Gegenständen (im weitesten Sinn), das Asser-

tieren oder Behaupten von Tatsachen und schließlich das Argumentieren. Bei unseren Autoren werden diese drei Operationen als CONCEVOIR, JUGER und RAISONNER differenziert. Die Argumentation, das *raisonnement*, ist laut Arnauld und Lancelot im Grunde nichts anderes als eine Ausweitung des Urteils, nämlich die Verknüpfung mehrerer Urteile; im wesentlichen bleibt somit eine fundamentale Zweiteilung der geistigen Operationen in assertive und nicht-assertive bestehen. Dieser Gedanke ist alt. Er kommt bereits bei Aristoteles vor, der zwar jedem λόγος die Eigenschaft zuspricht, σημαντικός („bedeutungstragend“) zu sein, hiervon jedoch den spezifischeren λόγος ἀποφαντικός unterscheidet, bei dem allein zwischen wahr und falsch unterschieden werden kann (die ganze Stelle ist zitiert in Bossong 1979b : 55). Eine unmittelbare Quelle für die Grammatiker und Logiker von Port-Royal war das logisch-philosophische Werk von Petrus Ramus (s. o. III, 5.2.5), der insgesamt vier Stufen des Denkens unterschied. In der *Logique* von Port-Royal wird demgemäß CONCEVOIR und JUGER von RAISONNEMENT und MÉTHODE unterschieden. Die *Grammaire* ist demgegenüber an der Logik nur insoweit interessiert, als sich die Gesetze der Logik in der Sprache niederschlagen: während CONCEVOIR und JUGER für den Bau der menschlichen Sprache konstitutiv sind, ist dies bei den höheren geistigen Operationen nicht der Fall, sie werden daher in der Grammatik nicht eigens behandelt.

„Apophantisch“ im aristotelischen Sinn ist im wesentlichen das, was wir hier assertiv genannt haben und was bei Arnauld und Lancelot als Urteil bezeichnet wird. Die grundlegende Unterscheidung von CONCEVOIR und JUGER wird von unseren Autoren so formuliert:

CONCEVOIR, n'est autre chose qu'un simple regard de notre esprit sur les choses, soit d'une manière purement intellectuelle, comme quand je connais l'être, la durée, la pensée, Dieu; soit avec des images corporelles, comme quand je m'imagine un carré, un rond, un chien, un cheval. JUGER, c'est affirmer qu'une chose que nous concevons est telle, ou n'est pas telle: comme lorsqu'ayant conçu ce que c'est que la terre, et ce que c'est que rondeur, j'affirme de la terre qu'elle est ronde.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 23)

Unter Verwendung der von Hansjakob Seiler vorgeschlagenen Terminologie könnte man den Begriff des CONCEVOIR als „Apprehension“ umschreiben, also „das sprachliche Erfassen von Gegenständen“ (vgl. Seiler & Lehmann 1982, Seiler & Stachowiak 1982, Seiler 1986). Ap-

prehension und Assertion sind in der Tat die mentalen Grundoperationen und damit die Grundoperationen auch der menschlichen Sprache.

Im Bereich der Apprehension spielt das eine entscheidende Rolle, was heute üblicherweise als Intension und Extension voneinander differenziert wird, also der immanente Bedeutungsgehalt des Begriffs und seine Anwendung auf das Gemeinte, auf die bezeichnete außersprachliche Realität. Auch diese Distinktion, obgleich nicht grundsätzlich neu, ist von Arnauld und Lancelot beziehungsweise Nicole in bemerkenswerter Klarheit formuliert worden. In der Grammatik erscheint sie in Zusammenhang mit dem Begriff der nominalen Determination, der nur dann voll verstanden werden kann, wenn man sich diese aus der Logik stammende Unterscheidung vor Augen führt:

pour bien entendre ceci, il faut se souvenir qu'on peut distinguer deux choses dans le nom commun, la signification, qui est fixe (car c'est par accident si elle varie quelquefois, par équivoque ou par métaphore), et l'étendue de cette signification, qui est sujette à varier selon que le nom se prend, ou pour toute l'espèce, ou pour une partie certaine ou incertaine.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 58)

Natürgemäß spielt sie dann in der Logik eine noch bedeutendere Rolle. Man beachte, daß in diesem Zusammenhang in Port-Royal eine andere Terminologie verwendet wurde: statt von *signification* und *étendue de cette signification* ist jetzt die Rede von *compréhension* und *étendue*, beides bezogen auf die *idée*. Es ist diese letztere terminologische Prägung, die sich im Französischen durchgesetzt und bis heute Gültigkeit behalten hat. Ihr Ursprung ist der folgende Passus aus der Logik von Arnauld und Nicole:

dans ces idées universelles il y a deux choses qu'il est très-important de bien distinguer, la compréhension, & l'étendue. J'appelle compréhension de l'idée, les attributs qu'elle enferme en soi, & qu'on ne lui peut ôter sans la détruire; comme la compréhension de l'idée du triangle enferme extension, figure, trois lignes, trois angles, & l'égalité de ces trois angles à deux droits, &c. J'appelle étendue de l'idée, les sujets à qui cette idée convient, ce qu'on appelle aussi les inférieurs d'un terme général, qui à leur égard est appelé supérieur, comme l'idée du triangle en général s'étend à toutes les diverses especes de triangles.

(Arnauld & Nicole 1662 (1970) : 87)

Als entscheidend für das Urteil wird das herausgearbeitet, was man heute als Assertion zu bezeichnen pflegt. Die Assertion ist an das Prädikat gebunden, welcher Art dieses auch sein mag. Nun ist der Prädikatsträger *par excellence* das finite Verbum. An dieser Stelle setzt die Argumentation unserer Autoren ein, die von ihrem logisch orientierten Grundansatz aus eine neue Definition der Wortart *Verbum* entwickeln. Sie definieren es nicht mehr semantisch, wie dies in der antiken und mittelalterlichen Tradition üblich war («das Verb bezeichnet Handlungen und Vorgänge»), und auch nicht morphologisch, wie etwa zahlreiche Autoren des vorangegangenen Jahrhunderts («das Verb wird nach Person und Tempus konjugiert»); vielmehr setzen sie an dessen Stelle eine logische Definition, die von dem Urteil als mentaler Grundoperation ausgeht: das Verb ist die Wortart der Assertion. Die Autoren zeigen auf, daß die Bedeutung infiniter Formen wie des Partizips oder des Infinitivs dieselbe ist wie die des konjugierten Verbs; dasselbe gilt auch für déverbale Adjektive oder Nomina. Am Beispiel unpersönlicher Verben wird auch gezeigt, daß Verben keineswegs immer Handlungen und Vorgänge bezeichnen. Die Autoren kommen zu dem Schluß, daß derartige vordergründig an der lexikalischen Semantik orientierte Definitionen abzulehnen sind und daß nur die logische Definition alles Wesentliche und nur das Wesentliche erfaßt:

les hommes n'ont pas eu moins de besoin d'inventer des mots qui marquassent l'affirmation, qui est la principale manière de notre pensée, que d'en inventer qui marquassent les objets de notre pensée. Et c'est proprement ce que c'est que le verbe, un mot dont le principal usage est de signifier l'affirmation, c'est-à-dire, de marquer que le discours où ce mot est employé, est le discours d'un homme qui ne conçoit pas seulement les choses, mais qui en juge et qui les affirme. / à ne considérer simplement que ce qui est essentiel au verbe, sa seule vraie définition est: Vox significans affirmationem; un mot qui signifie l'affirmation. Car on ne saurait trouver de mot qui marque l'affirmation, qui ne soit verbe; ni de verbe qui ne serve à la marquer, au moins dans l'indicatif.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 66/ 70)

Das Verb wird also definiert als Assertionsträger. Nun enthält es aber, außer Personal- und Tempusmorphemen, üblicherweise auch noch eine lexikalische Bedeutung; nur die Kopula *est* repräsentiert die Assertivität des finiten Verbs rein und ohne Beimischung. Arnauld und Lancelot analysieren dies als Resultat einer Verschmelzung von Bedeu-

tungen, und zwar der Assertion als solcher mit einem „Attribut“. Das finite Verb wird also dargestellt als die Fusion zweier Elemente, die jeweils für sich rein aufgefaßt werden können: die Assertion als solche in Form der Kopula *est*, die lexikalische Bedeutung (das „Attribut“) als infinite Verbalform, etwa als Partizip.

comme les hommes se portent naturellement à abrégér leurs expressions, ils ont joint presque toujours l'affirmation à d'autres significations dans un même mot. 1^o. Ils y ont joint celle de quelque attribut, de sorte qu'alors deux mots font une proposition ... ainsi c'est la même chose de dire, Pierre vit, que de dire Pierre est vivant. De là est venue la grande diversité des verbes dans chaque langue; au lieu que, si on s'était contenté de donner au verbe la signification générale de l'affirmation, sans y joindre aucun attribut particulier, on n'aurait eu besoin, dans chaque langue, que d'un seul verbe, qui est celui qu'on appelle substantif.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 67)

Die Autoren dieser Grammatik konnten zu ihrer Zeit noch nicht wissen, daß es tatsächlich Sprachen gibt, welche strukturelle Tendenzen aufweisen, die in die beschriebene Richtung gehen. So wird beispielsweise im klassischen Chinesisch die Assertion häufig nicht vom (lexikalischen) Verb getragen, das ja ohnehin nicht nach Person oder Tempus konjugierbar ist, sondern von einer satzfinalen Partikel, nämlich 也 *yě*; diese Partikel entspricht genau dem, was unsere Autoren theoretisch postuliert haben, ohne daß sie es empirisch an einer Einzelsprache hätten zeigen können (enige Jahre zuvor war Campanella in Neapel in diesem Punkt schon weitergekommen, s. u. IV, 3.1.2):

si on avait inventé un mot, comme serait est, qui marquât toujours l'affirmation, sans avoir aucune différence ni de personne ni de temps, de sorte que la diversité des personnes se marquât seulement par les noms et les pronoms, et la diversité des temps par les adverbes, il ne laisserait pas d'être un vrai verbe.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 71)

Dieser Passus liest sich in der Tat wie eine Strukturbeschreibung des klassischen Chinesisch, von dem Arnauld und Lancelot nichts wußten. Es ist immer wieder beobachtet worden, daß sogenannte „isolierende“ Sprachen das, was man als universale syntaktische „Tiefenstruktur“ bezeichnen könnte, mit ihren Oberflächenformen besonders unmittelbar abbilden; für die strukturelle Typologie von Uspensky (1968) bilden sie sogar den Maßstab, das „Eichmaß“ (russisch *эталон étalon*), an dem

alle anderen Strukturtypen gemessen werden können. Es ist bemerkenswert, wie hier die Autoren von Port-Royal allein von ihrer universalistischen und rationalistischen Perspektive aus, ohne Einbeziehung einer damals allein schon vom Kenntnisstand her noch unmöglichen Typologie, zu Ergebnissen gelangt sind, die für die heutige Sprachforschung noch unverändert interessant und aktuell sind. Indem sie die Sprache rigoros logisch analysieren, das heißt indem sie grammatische und lexikalische Kategorien in die ihnen zugrundeliegenden Bestandteile zerlegen, gelangen sie zu Auffassungen, die heute von Sprachtypologie und Universalienforschung bestätigt werden.

Im Zusammenhang mit der beim Verb getroffenen Unterscheidung von Assertivität (*affirmation*) einerseits und lexikalischer Bedeutung (*attribut*) andererseits könnte man auch an Sprachen wie das Baskische denken, wo nur wenige Verben voll konjugiert werden und ansonsten lexikalische Bedeutung und Assertivität strikt formal voneinander getrennt sind: zwei Auxiliaren (die man mit „sein“ und „haben“ ungenau, weil zu konkret, zu übersetzen pflegt) sind Träger der allgemeinen verbalen Funktionen, wie Transitivität, Person, Tempus, Modus und eben Assertivität, während der semantische Gehalt des jeweiligen Verballexems in infiniten Formen, insbesondere „Partizipien“, zum Ausdruck kommt. Im Baskischen sagt man tatsächlich statt „ich lebe“ so etwas wie *ich-bin lebend*, und nicht nur das: auch „ich sehe ihn“ wird durch etwas ausgedrückt, was man mit *ich-habe-ihn sehend* näherungsweise strukturell wiedergeben könnte. Vergleichbare Tendenzen gibt es nicht nur im Baskischen; man denke etwa auch an die Funktionsverbgefüge im Persischen und anderen iranischen Sprachen (vgl. Bosson 1985 : 143ff).

2.1.6. Die rationalistische Analyse des Französischen: Port-Royal jenseits von Vaugelas

Der von Arnauld und Lancelot in der Nachfolge von Sanctius und unter dem philosophischen Einfluß von Descartes entwickelte rationalistische Ansatz in der Sprachbetrachtung prägt sich nicht nur allgemein in der Postulierung von Universalien aus. Man begnügt sich nicht damit, Gesetzmäßigkeiten zu formulieren, die im Prinzip für alle Sprachen gleichermaßen gültig sind, so wie beispielsweise die soeben dargestellte Verbtheorie; Arnauld und Lancelot haben vielmehr immer auch das Französische in seiner individuellen Einmaligkeit im Blick. Nicht umsonst lautet ja der letzte der zahlreichen Untertitel ihres

Werks „*plusieurs remarques nouvelles sur la Langue françoise*“. Hiermit beziehen sich die Autoren explizit auf Vaugelas, dessen *Remarques sur la langue françoise* nur wenige Jahre zuvor (1647) erschienen waren. Vaugelas bleibt mit seinem überaus einflußreichen, für die Ausformung und Fixierung der Sprache der französischen Klassik zentralen Werk ganz an der Oberfläche der sprachlichen Erscheinungen. Er beschreibt den guten Sprachgebrauch, den *bon usage* der *plus saine partie de la Cour* (vgl. zu der Herkunft dieses Ausdrucks Janik 1984), ohne danach zu fragen, ob dieser *usage* in irgendeiner Weise rational zu rechtfertigen oder zu begründen sei. Er führt mit diesem Werk in seiner Weise die Tradition der Renaissance fort; sein Ansatz ist grundsätzlich partikularistisch. Es ist nun erhellend zu beobachten, wie Arnauld und Lancelot von ihrem eigenen, eben universalistischen Ansatz aus auf dieses Werk eingegangen sind. Der Umschwung des geistesgeschichtlichen Pendels von der einzelsprachlich orientierten zur universalistischen Sprachbetrachtung manifestiert sich hier mit besonderer Deutlichkeit.

Im 10. Kapitel ihres Werks gehen Arnauld und Lancelot auf eine Detailregel der französischen Syntax ein, die von Vaugelas erstmals explizit formuliert worden war, nämlich daß ein Relativsatz nur ein mit Artikel versehenes Nomen determinieren kann; nach einem artikellosen Nomen, so Vaugelas, kann kein Relativsatz stehen. Als Beispiel führt er an: *Il a été traité avec violence* und *Il a été traité avec une violence qui a été tout à fait inhumaine* sind möglich, nicht jedoch **Il a été traité avec violence qui était tout à fait inhumaine*. Nach einer vernunftgemäßen Begründung dieser Regel fragt Vaugelas nicht; ihm geht es nur um die Festschreibung des real beobachtbaren Gebrauchs. Für Arnauld und Lancelot hingegen ist dieser Gebrauch nicht Endpunkt einer Beobachtung, sondern Ausgangspunkt einer Reflexion. Sie weisen nach, daß die oberflächliche, rationale Überlegungen von vornherein ausklammernde Betrachtungsweise von Vaugelas erstens nicht einmal der Komplexität der Fakten gerecht wird und zweitens erst recht nicht dazu ausreicht, die Gründe für einen beobachteten Sprachgebrauch zu erkennen. Sie argumentieren darüber hinaus, daß zwischen diesen beiden Punkten ein direkter Zusammenhang bestehe: nur wenn die einer Regularität zugrundeliegenden rationalen Faktoren klar herausgearbeitet worden sind, kann sich die Beobachtung der „Fakten“ über das mehr oder minder zufällige Sammeln isolierter Phänomene erheben und den empirischen Gesamtzusammenhang adäquat und exhaustiv erfassen. Modern formuliert: was angestrebt werden soll, ist

nicht nur die deskriptive, sondern auch die explikative Adäquatheit (vgl. Chomsky 1957); darüber hinaus stellt man fest, daß auch die deskriptive Adäquatheit erst dann in vollem Umfang erreichbar ist, wenn zuvor ein Durchbruch bei der Bemühung um explikative Adäquatheit erzielt wurde. Die volle Erfassung der „Fakten“ ist ohne einen theoretischen Erklärungsrahmen gar nicht möglich.

Arnauld und Lancelot halten Vaugelas zunächst einmal einige Gegenbeispiele zu seiner Regel vor, das heißt sie weisen ihm nach, daß bereits seine Deskription inadäquat ist. Ein Beispiel: *Il agit en politique qui sait gouverner*. Sodann gelangen sie zu einer Definition der in Frage stehenden Kategorie, die eben nicht an der Oberfläche stehen bleibt, sondern nach der dahinter stehenden „verborgenen Wahrheit“ (Sanctius!) fragt. Sie postulieren etwas, was man mit der modernen Sprachwissenschaft, zum Beispiel mit Benjamin Lee Whorf (1963 : 15), als „verdeckte Kategorie“ (*covert* vs. *overt*) bezeichnen könnte, also eine Kategorie, die sich nur mittelbar beobachten läßt; noch genauer gesagt, eine Kategorie, die bestimmte syntaktische Verhaltens- und Kontrolleigenschaften (*behavior and control properties*, vgl. Keenan 1976) besitzt, ohne unmittelbar in der Lautkette manifest zu sein. Dieser Gedanke, von Arnauld und Lancelot anhand dieses eher harmlosen Beispiels erstmals in die Debatte eingeführt, hat für die Sprachtheorie und Sprachbeschreibung kaum absehbare Konsequenzen. Unsere Autoren schreiben dazu:

Dans l'usage présent de notre langue, on ne doit point mettre de qui après un nom commun, s'il n'est déterminé par un article, ou par quelque autre chose qui ne le détermine pas moins que ferait un article.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 57f)

Diese neue Sprachbetrachtung hängt nicht mehr am unmittelbar Sichtbaren, sondern greift auf die zugrundeliegenden semantischen Strukturen zurück. Wie dies im einzelnen geschieht, kann hier nicht nachgezeichnet werden; die oben bereits angesprochene Unterscheidung von Intension und Extension, von *compréhension* und *étendue* spielt hierbei eine zentrale Rolle. Bedeutsam ist auch der Gedanke, daß, modern gesprochen, die Diachronie in der Synchronie immer fortlebt und daß daher „des restes du vieux style“ das in sich geschlossene und konsequente Gesamtbild des aktuellen Sprachgebrauchs stören können. Wichtig für den hier verfolgten Zusammenhang ist indessen vor allem die allgemeine methodische Schlußfolgerung, die unsere Autoren aus

ihren Überlegungen ziehen und die sich so umschreiben läßt: ohne rationale Durchdringung der Regeln, ohne die Bemühung, von allem vernünftig Rechenschaft abzulegen (*rendre raison*), bleibt die Sprachbetrachtung stets den unbegreiflichen Launen und Zufälligkeiten des einzelsprachlichen Gebrauchs verhaftet, und auch die Normierung der Sprache selbst wird ohne feste rationale Prinzipien zu einer Utopie. In den Worten der Autoren:

qui ne s'arrêtera qu'aux bizarreries de l'usage, ... fera qu'une langue demeurera toujours incertaine, et que, n'ayant aucuns principes, elle ne pourra jamais se fixer.

(Arnauld & Lancelot 1660 (1969) : 61f)

So finden wir hier, zeitgleich mit dem Höhepunkt der klassischen französischen Literatur und in unmittelbarem Zusammenhang mit den normativen Bemühungen der Académie Française, die Maxime, daß Sprachregelung sich nicht, wie von Vaugelas postuliert, mit der bloßen Beobachtung des Gebrauchs zufrieden geben dürfe, vielmehr nach dem vernünftig einsehbaren Begründungszusammenhang der Regeln fragen müsse.

2.2. Lingualistischer Cartesianismus: Sprachphilosophie und Sprachtheologie in Cordemoys *Discours physique de la parole* (1668)

Die Grammatik von Port Royal ist von der cartesianischen Wende des Denkens tief beeinflusst worden; dennoch kann man nicht sagen, daß sie primär oder gar ausschließlich das Produkt eines orthodoxen Cartesianismus sei: zu vielfältig sind die Einflüsse, die hier zusammengekommen sind, und zu originär und selbständig war deren Verarbeitung. Im folgenden soll jetzt ein Sprachphilosoph zu Wort kommen, der den Cartesianismus in Reinkultur vertritt und auf den mehr als auf jeden anderen das Epitheton „cartesianischer Linguist“ zutrifft: Géraud de Cordemoy, innerhalb der Linguistik vor allem bekannt durch seinen *Discours physique de la parole*, der nur wenige Jahre nach der Grammatik von Port Royal (1668) erschienen ist. (Vgl. zum Biographischen Battail 1973 und zum Linguistischen Leroy 1966, Simone 1971 und Brekle 1976; zur linguistischen Thematik bei Descartes verweise ich auf Rodis-Lewis 1966 und 1968, Chouillet 1972, Bossong 1979a sowie Rikken 1979 und 1981. Chomsky hat Cordemoy in seinem Buch von 1966 einige Seiten gewidmet. Bezüglich der Kontroverse um die Berechtigung der Bezeichnung „cartesianische Linguistik“, die hier nicht im

einzelnen dargestellt werden kann, verweise ich auf Hannaford 1970, Aarsleff 1970 und 1971, Hildebrandt 1976 und Joly 1977.) Cordemoy hat das, was bei Descartes als Ansatz zu einer Sprachphilosophie vorhanden ist, aufgegriffen und im einzelnen ausgeführt. Descartes selbst hat sich nur sporadisch zur Sprachproblematik geäußert; dennoch nimmt die Sprache in seinem Denksystem eine zentrale Stelle ein. Cordemoy hat dieses Thema aufgegriffen und entsprechend der Bedeutung, die es im cartesianischen Denken hat, detailliert entwickelt.

Bekanntlich ist der Grundansatz des Cartesianismus dualistisch: Körper und Seele sind radikal wesensverschieden. Die Bedeutung der Sprache in diesem Denksystem besteht nun genau darin, daß nur durch sie diese beiden getrennten Bereiche zueinander geführt werden können. Die Sprache wird zur Nahtstelle zwischen Körper und Seele. Ausgehend von Descartes' methodischem Zweifel hat das nachdenkende Ich Gewißheit nur von sich selbst; es kann zunächst also nicht mit Sicherheit sagen, ob die Körper der anderen Menschen, die sich durch Sinneswahrnehmung im eigenen Geist widerspiegeln, ebenfalls von einer Seele bewohnt werden, ob es in diesen anderen Körpern ebenfalls ein Denken gibt. Hierzu ist Mitteilung des Gedachten nötig, und diese scheint *a priori* unmöglich zu sein; denn übermittelbar ist nur Materielles, nicht aber der unsinnliche Geist, das nicht-materielle, nicht-ausgedehnte Denken. So bleibt also zunächst einmal nur der Zweifel:

ie pense avoir, au moins sujet de douter que ces Corps soient unis à des Ames, jusques à ce que j'aye examiné toutes leurs actions.
(Cordemoy 1668 (1970) : 2; vgl. auch Brekle 1976 : 63)

Die sogenannten „signes naturels“, wie Weinen oder Lachen, sind kein Beweis für das Vorhandensein von Seele; sie sind letztlich nur der körperliche Ausdruck körperlicher Leidenschaften (*passions*). Dies äußert sich auch darin, daß in diesen „signes naturels“ die Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt eine unmittelbare, nicht willkürliche ist; sie ist eben deswegen auch universal: alle Menschen weinen gleich, unabhängig von ihrer Nation und Sprache. Die „signes naturels“ bilden

la premiere de toutes les langues, & la plus universelle qui soit dans le monde, puis qu'il n'y a point de Nation qui ne l'entende.
(Cordemoy 1668 (1970) : 38)

Den unwiderleglichen Beweis für die Existenz der Seele im anderen Menschen liefert erst die Sprache im eigentlichen Sinn. An ihr hebt Cordemoy zwei Eigenschaften hervor, die innerhalb dieses philosophischen Kontextes besonders wichtig sind: ihre Kreativität und ihre Arbitrarität. Wie schon Descartes gelegentlich betont hat, unterscheidet sich das Sprechen der Menschen grundsätzlich von dem der Papageien dadurch, daß es kreativ ist; es besteht nicht in mechanischem Nachplappern, sondern im selbständigen Gebrauch eines Regelapparats zum Ausdruck von immer neuen Gedanken. Bekanntlich hat Chomsky an der von ihm so genannten cartesianischen Linguistik gerade diesen Punkt besonders herausgearbeitet, da er gut zu dem Grundansatz des Generativismus paßt. Am klarsten und prägnantesten kommt dieser Gedanke an der folgenden Stelle zum Ausdruck:

il me semble que parler n'est pas repeter les memes paroles dont on a eu l'oreille frappée, mais que c'est en proferer d'autres à propos de celles-là.
(Cordemoy 1668 (1970) : 19; auch bei Chomsky 1966 (1971) : 12 und Brekle 1976 : 64)

Die Zeichen der eigentlich menschlichen Sprache sind, im Unterschied zu denen der natürlichen Sprache der *passions*, willkürlich und sozial-institutionell festgelegt; sie stimmen mit den Gedanken, die sie ausdrücken sollen, nicht überein; und sie erlangen Geltung durch Konvention. Diese beiden Aspekte der Arbitrarität gehören ja zusammen und bedingen sich gegenseitig. Cordemoy formuliert diesen Zusammenhang so:

Vne des principales choses que ie trouve digne de consideration touchant ces signes, est qu'ils n'ont aucune conformité avec les pensées que l'on y joint par institution.
(Cordemoy 1668 (1970) : 32; auch bei Brekle 1976 : 67)

Im Zusammenhang mit der in diesem Buch verfolgten allgemeinen Fragestellung ist es nun besonders aufschlußreich zu beobachten, wie Cordemoy diesen Gedanken der Arbitrarität weiter ausführt:

En effet soit que nous exprimions nos pensées par des gestes, par des discours ou par des caracteres, qui sont les trois sortes de signes les plus ordinaires, par lesquels nous faisons connoistre nos pensées, nous voyons bien, si nous y faisons un peu de refle-

xion, qu'il n'y a rien de moins ressemblant à nos pensées que tout ce qui nous sert à les expliquer.

(Cordemoy 1668 (1970) : 32f)

Hier wird also nicht die Verschiedenheit der Einzelsprachen thematisiert, sondern ausschließlich die Unterschiedlichkeit der Kanäle, auf denen die sprachliche Botschaft übertragen wird. Wir sind hier denkbar weit entfernt vom Partikularismus der vorangegangenen Epoche. Die Unterschiedlichkeit der Einzelsprachen spielt überhaupt keine Rolle mehr; sie wird nicht einmal ansatzweise mitreflektiert. Vielmehr wird die Arbitrarität des Zeichens ganz allgemein behandelt, bezogen auf menschliche Sprache schlechthin: die Zeichen der Sprache bleiben dieselben, gleichgültig, ob sie durch Gesten, durch Laute oder durch Buchstaben materiell vermittelt werden. Die Art, in der hier das zentrale, seit der Antike immer wieder behandelte Thema der Arbitrarität angegangen wird, weist Cordemoy als typischen Vertreter des sprachtheoretischen Universalismus aus, der spätestens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur unumstrittenen Vorherrschaft gelangt ist.

Aus der Tatsache, daß die Zeichenübermittlung und das Zeichenverständnis trotz oder gerade wegen der Arbitrarität funktioniert und aus der generellen Kreativität der Sprache zieht Cordemoy die Schlußfolgerung, auf die seine ganze Argumentation hinausläuft: die anderen Körper haben eine ebensolche Seele wie ich selbst; sie sind ebenso vernunftbegabt.

quand ie verray que ces corps feront des signes, qui n'auront aucun rapport à l'estat où ils se trouveront, ny à leur conservation: quand je verray que ces signes conviendront à ceux que i'auray faits pour dire mes pensées; quand ie verray qu'ils me donneront des idées que ie n'avois pas auparavant, & qui se rapporteront à la chose que j'avois déjà dans l'esprit; Enfin quand je verray une grande suite entre leurs signes & les miens, ie ne seray pas raisonnable, si je ne crois qu'ils le sont comme moy.

(Cordemoy 1668 (1970) : 28f; auch bei Chomsky 1966 (1971) : 13)

Dies ist also der spezifische Stellenwert der menschlichen Sprache im Rahmen eines strikten und konsequenten Cartesianismus: indem sie unbezweifelbar die Kommunikation zwischen Geist und Geist ermöglicht, in welchem Medium auch immer sie sich materialisieren mag, liefert sie den Beweis dafür, daß der Geist bei allen Menschen vor-

handen ist. Aus der Universalität der Sprache wird auf die Universalität des Geistes geschlossen.

Cordemoy geht über dieses Argument noch hinaus. Die Sprache ist nicht nur ein untrügliches Indiz der Seele im anderen Menschen, sie liefert auch eine strukturelle Analogie zu dem Verhältnis Gottes (im cartesianischen Sinn) zu der Welt. Erinnern wir uns: für den Cartesianismus strikter Ausprägung ist die Annahme Gottes denknotwendig; nur der Gottesbegriff vermag die Aporie aufzulösen, in die man mit der Annahme eines strengen Dualismus von Geist und Materie zwangsläufig gerät. Da die *res cogitans* und die *res extensa* wesensverschieden sind, muß eine übergeordnete Instanz beide so zusammenführen, daß es so aussieht, als würde der Körper dem Willen des Geistes folgen; und diese Instanz ist eben Gott. Für Cordemoy liefert gerade die Sprache den Beweis dafür, daß diese Grundannahme des orthodoxen Cartesianismus richtig ist: so wie die Sprache Sinnliches und Geistiges zusammenbringt, so vermag auch Gott die Bewegungen der Seele und des Körpers miteinander zu koordinieren und zu harmonisieren. Wie im menschlichen Bereich die Sprache, so ist im Gesamtzusammenhang der Welt Gott gleichsam die Schnittstelle zwischen Materie und Geist:

Car enfin, si l'on conçoit que les hommes puissent par institution joindre certains mouvements à certaines pensées, on ne doit pas avoir de peine à concevoir que l'Auteur de la nature en formant un homme, unisse si bien quelques pensées de son Ame à quelques mouvements de son corps, que ces mouvements puissent estre excitez dans le Corps, qu'aussi-tost des pensées ne soient excitez en l'Ame; & et que reciproquement, dès que l'Ame veut que le Corps soit mû d'une certaine façon, il le soit en mesme temps.

(Cordemoy 1668 (1970) : 34f)

Der Sprache kommt somit bei Cordemoy eine philosophisch-theologische Stellung zu, wie sie zentraler nicht gedacht werden könnte. Die menschliche Sprache wird unmittelbar abgeleitet aus der von Gott selbst instituierten Relation zwischen Seele und Körper:

Au reste, il est évident que c'est de ce raport si nécessaire que l'Auteur de la nature entretient entre le Corps & l'Ame, qu'est venuë la nécessité de faire des signes pour communiquer ses pensées.

(Cordemoy 1668 (1970) : 35)

So wie bei jeder Seelenregung das Eingreifen Gottes nötig ist, damit eine entsprechende körperliche Reaktion möglich wird, ebenso wirkt auch bei der Überbrückung des Gegensatzes von Geist und Materie in der Sprache Gott selbst mit; der Wille, etwas mitzuteilen, wird somit zu einer „Gelegenheit“ (im Sinne des cartesianischen Okkasionalismus) für Gott, sozusagen helfend einzugreifen und die Übermittlung des Unsinnlichen im sinnlichen Medium zu ermöglichen:

il faut concevoir aussi, que dès qu'une Ame veut faire connoître à une autre Ame ce qu'elle pense, cela arrive, parce que Dieu fait que suivant cette volonté de la première, la seconde le connoît: & de même que la volonté que nous avons, que nostre corps soit mû, ne le fait pas mouvoir, mais est seulement une occasion à la première Puissance de le mouvoir au sens que nous desirons qu'il soit mû; aussi la volonté que nous avons qu'un Esprit connoisse ce que nous pensons, est une occasion cette Puissance de faire que tout se dispose que cet Esprit l'aperçoive.

(Cordemoy 1668 (1970) : 194f)

Daß Gott in jeden einzelnen Sprechakt eingreift, ja eingreifen muß, damit Kommunikation zustande kommt, dieser Gedanke ist von den Prämissen eines strikten Dualismus aus denknotwendig. In unausweichlicher Folgerichtigkeit mündet so die cartesianische Linguistik in eine Sprachtheologie.

Es ist faszinierend zu beobachten, wie der zentrale theologische Widerspruch zwischen göttlicher Allmacht und menschlicher Willensfreiheit, die eben auch die Freiheit zum Bösen ist, angesichts des linguistischen und ethischen Problems der Lüge bei Cordemoy auch im Hinblick auf die Sprachverwendung aufkommt: einerseits ist Gott in der Sicht der cartesianischen Linguistik im Grund nichts weiter als eine Art Übertragungskabel, welches via Sprache die Kommunikation von Geist zu Geist in einem körperlichen Medium ermöglicht; andererseits stellt Gott in der Tradition der jüdisch-christlichen Theologie eben auch moralische Ansprüche, und diese verbieten es, das genannte „Übertragungskabel“ für unlautere Zwecke zu mißbrauchen. Der grundlegende Widerspruch, der darin liegt, daß Gott, der doch als zugleich allmächtig und allgütig konzipiert wird, eine solche schlechte Verwendung überhaupt zuläßt, wird von Cordemoy nicht klar und scharf gesehen; er verrät sich aber zumindest ansatzweise in seiner Wortwahl:

Au reste il me semble que pour s'accoutumer à ne dire que la vérité, c'est un puissant motif que de se représenter souvent, que nous n'avons la facilité de nous expliquer, que parce que Dieu à qui nous devons nos pensées, & les mouvemens de nostre langue, veut bien exciter les uns, dès que nous voulons faire entendre les autres: Il me semble comme impossible, à qui fait souvent cette reflexion, de mentir, car enfin si nous sommes convaincus, que Dieu n'est suiet ny à l'erreur, ny au mensonge, ny à l'iniquité qui le suit toujours de si près, comment oserons-nous employer des signes & des voix, qui ne se forment que par sa puissance, à faire ce qui luy déplaist le plus?

(Cordemoy 1668 (1970) : 166f)

Laut Cordemoy ist es eigentlich „unmöglich“ zu lügen; unmöglich im Sinne von „physisch ausgeschlossen“ ist es indessen natürlich nicht, vielmehr lediglich im Sinne des umgangssprachlichen „unmöglichen Benehmens“. Der innere Widerspruch zwischen der Allgüte und der Allmacht Gottes, der ja auch Gegenstand der Leibnizschen Theodizee (*Essais de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal*, 1710) und einer Replik hierauf wie Voltaires *Candide* (1759) war, schlägt sich hier also in einer Sprachtheorie nieder, die sich auf Grund ihrer eigenen philosophischen Prämissen zu einer Theologie ausgeweitet hat. Sobald Sprachphilosophie zur Sprachtheologie wird, muß sie sich dem ethischen Problem der Lüge stellen.

Gewiß hatte Noam Chomsky solche Fragen nicht im Auge, als er sich auf Cordemoy und die cartesianische Linguistik bezog. Ich denke jedoch, daß er als politischer Moralist keine Einwände gegen die Forderung erheben würde, daß eine an der Ratio orientierte Linguistik auch die ethischen Probleme des guten und bösen Sprachgebrauchs aufzuwerfen hat.

Abschließend sei noch auf die Ideen Cordemoys zum kindlichen Spracherwerb und, damit zusammenhängend, zur natürlichen Wortfolge kurz eingegangen. Für Cordemoy ist das Kind erwartungsgemäß nicht ein unbeschriebenes Blatt, vielmehr ist die Vernunft von allem Anfang an voll entwickelt; hierfür legt, ganz im Sinne des Generativismus, gerade die Leichtigkeit, mit der es die Sprache erlernt, ein deutliches Zeugnis ab:

dès la naissance ils ont la raison tout entiere, car enfin cette maniere d'apprendre parler, est l'effet d'un si grand discernement,

& d'une raison si parfaite, qu'il n'est pas possible d'en concevoir un plus merveilleux.

(Cordemoy 1668 (1970) : 58f; vgl. Chomsky 1966 (1971) : 85)

Daß Kinder scheinbar unvernünftig sind, liegt daran, daß die Erwachsenenwelt vieles von ihnen fordert, was der natürlichen Vernunft nicht entspricht; genauso kann auch die noch unvollkommene Sprachbeherrschung des Kindes nicht als Argument gegen die These gewertet werden, daß die Vernunft angeboren ist:

Que, si dans la suite de l'âge ils paraissent sans conduite, & presque sans raison, il faut considerer que c'est la connoissance des affaires & de tous les sujets sur lesquels ils doivent raisonner, qui leur manque plutost que la raison: ioint à cela que les coustumes du Monde, qui en font toute la sagesse, sont souvent si contraires à ce que la nature bien ordonnée exigeroit des hommes, que ceux qui naissent, ont besoin de vivre plusieurs années, pour apprendre des choses si éloignées de ce que la nature enseigne.

(Cordemoy 1668 (1970) : 59)

Die angeborene Vernunft bewirkt, daß die Kinder die Sprache in einer bestimmten, natürlich vorgegebenen Reihenfolge erlernen; diese Reihenfolge ist dieselbe, die auch der Erwachsene einhält, wenn er in einem Land, dessen Sprache er nicht kennt, diese lernen muß, um sich verständlich zu machen. In einer solchen Situation lernt man, laut Cordemoy, zunächst die Bezeichnungen der Gegenstände, auf die gezeigt werden kann, dann deren Eigenschaften, und erst zum Schluß die Wörter für die Tätigkeiten, durch die sie miteinander in Beziehung treten. Auch die Schulgrammatik behandelt die Wortarten in der Reihenfolge Substantiv, Adjektiv und Verbum. Diese Abfolge ist also natürlich beim Erwerb der Sprache; Cordemoy zieht nun hieraus den Schluß, der zugleich ein für die Epoche überaus typischer Kurzschluß ist, daß auch die Syntax des einzelnen Satzes idealiter dieser Abfolge entsprechen müßte; von der Ebene der Ontogenese wird direkt in die Ebene des individuellen Sprachgebrauchs geschaltet. Typisch ist auch die hierin liegende Wertung: die Sprache, welche der natürlichen Wortartenabfolge am nächsten steht, ist am vollkommensten. Der Kernsatz dieses Arguments lautet so:

l'on pourroit enfin tirer de l'ordre naturel, dans lequel les enfans apprennent a parler, des notions pour iuger entre toutes les langues celles qui sont les plus parfaites; car sans doute celles

qu'on verroit dans leurs constructions ordinaires suivre le plus cet ordre naturel, devroient passer pour les plus parfaites.

(Cordemoy 1668 (1970) : 57f)

Wie nicht anders zu erwarten, kommt bei Anlegung dieses Kriteriums genau das Ergebnis heraus, daß das Französische die vollkommenste Sprache ist. Das Thema der „natürlichen Ordnung“ der Sprache, das die Linguistik der Aufklärung beherrschen wird, ist also auch bei Cordemoy bereits präsent.

3. Rationalistische Ansätze im Italien des 17. Jahrhunderts

Chronologisch hat die rationalistische und universalistische Sprachbetrachtung, wie sie in Frankreich aufgenommen und weiterentwickelt wurde, mit Sanctius in Spanien begonnen. Sie war jedoch nicht auf diese beiden Länder beschränkt, vielmehr hatte sie ihre Vertreter auch in Italien. Der sprachtheoretische Universalismus in Italien steht zeitlich zwischen den frühen Anfängen in Salamanca und der fast ein dreiviertel Jahrhundert später erfolgten Ausgestaltung in Port-Royal. Er wird im wesentlichen von zwei Autoren repräsentiert, die unabhängig voneinander und in völlig verschiedener Weise die Abkehr vom humanistisch geprägten Partikularismus der Renaissance vollzogen haben: Tommaso Campanella und Benedetto Buonmattei. Rein formal läßt sich der Ansatz von Campanella mit dem von Sanctius, der Ansatz von Buonmattei mit dem von Port-Royal vergleichen: bei Campanella steht noch das Lateinische, bei Buonmattei bereits die romanische Volkssprache im Zentrum. Inhaltlich haben indessen beide Denker wenig mit den spanischen und französischen Sprachtheoretikern gemein, abgesehen von ihrem rationalistischen Grundansatz. Da beide in ihrer Bedeutung für die Geschichte der europäischen Sprachtheorie bisher noch kaum hinreichend gewürdigt worden sind, auch nicht in neueren Darstellungen, in denen die rationale Sprachbetrachtung des 17. Jahrhunderts wieder den ihr gebührenden Platz einnimmt, sollen sie hier relativ ausführlich zu Wort kommen.

3.1. Sprachphilosophischer Universalismus im spanischen Neapel: Tommaso Campanellas *Grammaticalia* (1638)

Tommaso Campanella stammt nicht, wie fast alle anderen italienischen Sprachtheoretiker, die in diesem Buch behandelt werden, aus den kulturell blühenden und relativ freiheitlichen Kleinstaaten des Nordens; er ist Kalabrese und hatte sein ganzes Leben nicht nur unter der Einsamkeit und Isoliertheit seiner Provinzialität, sondern vor allem auch unter der brutalen Verfolgung von seiten des staatlichen und kirchlichen Repressionsapparates zu leiden. Das Königreich von Neapel unterstand der spanischen Krone, und im Spanien jener Jahrzehnte herrschte mit uneingeschränkter Macht die Inquisition. Campanella hat über ein Vierteljahrhundert in den Kerkern der Inquisition verbracht; auch die hier zu behandelnde universale Grammatik entstand in den Verliesen der kirchlichen Zuchthäuser von Neapel.

Campanellas sprachwissenschaftliches Hauptwerk ist der erste Teil der großangelegten *Philosophia rationalis* mit dem Titel *Grammaticalium libri tres*. Diese „rationale Philosophie“ enthält außerdem eine Rhetorik, Dialektik, Poetik und Historiographie. Die Grammatik ist zwischen 1619 und 1624 in Neapel entstanden. Im Druck erscheinen konnte das Gesamtwerk erst 1638 im französischen Exil; das ist ein Jahr nach der Publikation von Descartes' *Discours de la méthode*. Campanellas *Grammaticalia* sind der bis dahin wohl rigoroseste Versuch, die Grundlagen der menschlichen Sprache in ein streng durchdachtes rationales System zu bringen. In seinem Werk herrscht eine strikte, an den Methoden und der Terminologie der Scholastik geformte Logik. Campanella versucht, alle Definitionen und Corollarien aus einigen wenigen axiomatischen Grundannahmen herzuleiten; er nennt diese Grundannahmen, die im wesentlichen auf der Kategorienlehre des Aristoteles beruhen, *primalitates*. Der Aufbau des Gesamtwerks ist von beeindruckender Geschlossenheit. Zeitgleich mit der cartesianischen Wende des philosophischen Denkens (die zur Entfaltung des holländischen Exils ihres Autors bedurfte!) wurde in der Isolation der spanisch-neapolitanischen Inquisitionsgefängnisse erstmals der Entwurf einer universalen Grammatik konzipiert.

Campanella zielt von vornherein auf die sprachlichen Universalien. Während Sanctius noch eine rationale Grammatik des Lateinischen vorgelegt hat, ist Campanellas Werk ganz und gar auf Sprache an sich ausgerichtet. Das Lateinische wird zwar ausgiebig für illustrative Zwecke herangezogen; es ist aber als Einzelsprache niemals das Endziel der Darstellung. Der bei Sanctius erst ansatzweise erkennbar werdende Universalismus in der Sprachbetrachtung ist bei Campanella voll entfaltet. Aufschlußreich ist ein Vergleich mit den Modisten der Hochscholastik; trotz des sprachlich und stilistisch an der Scholastik orientierten Duktus von Campanellas Werk und trotz des gemeinsamen universalistischen Grundansatzes sind die Unterschiede tiefgreifend. Während der Modismus die Gesetze des universalen Denkens am Bau des Lateinischen abgelesen hat, postuliert Campanella von vornherein Universalien, um diese am lateinischen Sprachmaterial lediglich zu illustrieren. Er erhebt von Anfang an den Anspruch, Aussagen über Sprache schlechthin zu machen. Außerdem beobachten wir auch bei Campanella die Auswirkung des oben bereits konstatierten dialektischen Fortwirkens des Renaissance-Partikularismus im neuen Universalismus des 17. Jahrhunderts; die Vielfalt der Sprachen ist selbstverständlich präsent. Es bedarf keiner langen Begründung mehr, daß alle

Sprachen ihre Grammatik haben; die mittelalterliche Gleichsetzung von *grammatica* und Latein ist überwunden. Besonders bemerkenswert bei Campanella, der sich allen Schwierigkeiten zum Trotz ein umfassendes Allgemeinwissen angeeignet hatte, ist die Tatsache, daß nicht nur die typologische Gegensätzlichkeit von Lateinisch und Romanisch thematisiert wird, daß nicht nur die klassischen Humanistensprachen Griechisch und Hebräisch und darüber hinaus das Arabische mitbedacht werden, sondern daß auch die Kunde, die er vom Bau ostasiatischer Sprachen erlangt hatte, in seine Überlegungen zur Universalgrammatik eingeflossen sind. Es ist dies meines Wissens das erste Mal in der Geschichte der Sprachreflexion in Europa, daß der Bau isolierender Sprachen, wie Chinesisch und Vietnamesisch, ausdrücklich als Gegenbild zu dem aus europäischen Sprachen Gewohnten angeführt wird und daß dadurch die Debatte über das seit der Antike tradierte Problem der Wortarten auf ein Niveau gehoben wird, das die Charakterisierung als „universalistisch“ wenigstens im Grundansatz verdient. Wenn traditionelle Definitionen etwa des Verbs als eines Wortes, das Person und Tempus bezeichnet, angesichts der Verhältnisse in ostasiatischen Sprachen relativiert werden, gewinnen die neuen, entsprechend umgestalteten Definitionen ein ganz anderes Gewicht. Bei Campanella finden sich zum ersten Mal wirklich ernstzunehmende Ansätze zur Überwindung eines naiven sprachwissenschaftlichen Eurozentrismus, der bis dahin unangefochten geherrscht hatte (und der, so muß man wohl hinzufügen, auch heute noch nicht überall völlig überwunden ist).

Versuchen wir nun, einige Grundgedanken von Campanellas Universalgrammatik nachzuzeichnen. Ein Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben; es wäre eine lohnende Aufgabe, das Werk des großen Kalabresen aus der Sicht der heutigen Linguistik im Detail aufzuarbeiten.

3.1.1. Sprache als Instrument: „philosophische“ contra „bürgerliche“ Grammatik

Bei der allgemeinen Definition der Grammatik betont er deren instrumentalen und universalen Charakter. Wie die anderen „Künste“ dient auch die Grammatik einem Zweck; sie ist *propter aliud* und daher eine *ars instrumentalis*. Im Unterschied zu den anderen Künsten ist sie jedoch Allgemeingut des Menschengeschlechts: sie ist eine in der Natur des Menschen als *ζῷον πολιτικόν* angelegte Grundfähigkeit und gehört daher der ganzen *politia humana* an. Als solche ist sie „natürlich“ und „einfach“, im Gegensatz zu solchen Künsten wie Rhetorik,

Dialektik und Poetik. Die normale Alltagssprache ist die Voraussetzung von allem anderen, insbesondere auch die Voraussetzung für die wissenschaftliche Erforschung der Welt. Die Sprache der Wissenschaft ist für Campanella, den Zeitgenossen und Verteidiger von Galilei, zwar von der Alltagssprache abgehoben, aber nicht wesensverschieden. Die natürliche Umgangssprache trägt die Kelme allen Wissens in sich:

Primae ergo notiones vocabulis et oratione grammaticali notificantur: scientias vero logicali deinde sermone tractamus. In grammatica ergo continentur semina scientiarum: voces enim aliquid faciunt scire vulgari modo de cunctis rebus, et ex his que voce significamus ad scientias altiores erigimur.

(Campanella 1638 (1954) : 436)

Hierbei unterscheidet Campanella zwischen der Wissenschaft, die lediglich aus Büchern sekundär angelehrt ist, und derjenigen, die aus der unmittelbaren Erfahrung der Wirklichkeit erwächst. Erstere wird einem gleichsam mundgerecht in fertigen Worten und Doktrinen präsentiert, während bei letzterer die Erfahrung direkt in den sprachlichen Ausdruck drängt und hierbei die Wirklichkeit in ihre kleinsten Elemente, sozusagen ihre Buchstaben (griechisch *γράμματα!*), analysiert; so ist die auf unmittelbarer Empirie beruhende Wissenschaft gleichsam die „Grammatik“ der Wirklichkeit. In einer fertigen Doktrin sind die Worte bereits vorgeprägt, *imposita*; im kreativen Erfinden hingegen sind sie erst noch zu prägen, *imponenda*. Erstere setzt bloße Erklärung, Auseinanderlegung des im Prinzip bereits Bekannten voraus; nur letzteres ist wirkliche Forschung:

in doctrinalibus ex impositorum vocabulorum declaratione exordimur: in inventivis vero ex imponendorum scrutatione.

(Campanella 1638 (1954) : 437f)

Der Geist der Epoche, der überkommene und machtvolle Autoritäten rückhaltlos in Frage stellende Geist der Epoche von Giordano Bruno, Galileo Galilei und René Descartes, wirkt sich auch in der Sprache aus, die durch den Rückgriff auf die Primärerfahrung eine neue Unmittelbarkeit gewinnt.

Kennzeichnenderweise wird in diesem Zusammenhang nicht nur Mittelalterliches, sondern auch Humanistisches radikal über Bord geworfen. Vorgeprägtes wird grundsätzlich abgelehnt, auch und gerade das Vorbild der klassischen Autoren der Antike. Der Humanismus

hatte zwar einerseits die Autoritätsgläubigkeit des Mittelalters überwunden, dafür aber seinerseits eine neue Autoritätsgläubigkeit eingesetzt: diejenige gegenüber Cicero und Virgil. Was bei den klassischen Vorbildern nicht belegt ist, wird nicht anerkannt. Das Lateinische wird in seiner klassischen Reinheit wiederbelebt, gerade dadurch erstarrt es endgültig in fixierten Formen. Demgegenüber plädiert Campanella dafür, die Sprache unbesorgt und unbekümmert den aus neuer Erfahrung kommenden neuen Bedürfnissen anzupassen. Man soll keine Angst vor Neologismen haben: wenn Ausdrücke wie *primalitas*, *essentia* oder *materiare* zur Bezeichnung neuer Ideen erforderlich sind, soll man sie getrost verwenden und sich nicht von den entsetzten Abwehrreaktionen der selbsternannten Gralshüter des Ciceronianismus beirren lassen. Auf diese Weise lebt bei Campanella die anpassungsfähige Vitalität des mittelalterlich-scholastischen Latein wieder auf; er läßt sich keine Vorschriften machen, sondern biegt sich die Sprache nach seinen Wünschen zurecht. Einzige Richtschnur ist die Vernunft, nicht ein ästhetisierendes Stilideal. Campanella unterscheidet diese beiden Einstellungen gegenüber dem Lateinischen mit der begrifflichen Gegenüberstellung von „bürgerlicher“ und „philosophischer“ Grammatik. Die bürgerliche, an den Autoritäten ausgerichtet ist keine Wissenschaft, nicht einmal eine „Kunst“ (*ars*), vielmehr lediglich eine „Kunstherrlichkeit“, eine *peritia*. Die philosophische hingegen ist methodisch (man beachte die Nähe zu Descartes bis in die Wortwahl hinein!), sie ist rational und auf das Erforschte bezogen, mit dem sie sich unmittelbar auseinandersetzt; mit einem Wort, sie ist eine Wissenschaft (*scientia*):

Duplex grammatica: alia civilis, alia philosophica. ... Civilis, peritia est, non scientia: constat enim ex autoritate usuque clarorum scriptorum. ... Philosophica vero ratione constat; et haec scientiam olet. Est enim investigantis intellectus et notantis investigata, copulantisque et dirimentis res, prout in natura reperiuntur, methodus. ... Quid non obloquuntur /sc. grammatici vulgares/, cum novas res invenimus, vocabulis Ciceronis indicibiles, proptereaque novas voces excogitamus?

(Campanella 1638 (1954) : 438)

Die Grammatiker bewahren und erklären; die Philosophen erfinden und ordnen:

nos grammaticos nil verebimur. Eorum enim est conservare vocabula ac declarare, similiter et orationes: philosophorum vero et artificum est invenire et ordinare.

(Campanella 1638 (1954) : 442)

Die „bürgerliche“ Grammatik der Humanisten bezieht sich auf eine bestimmte Zeit; ihr unwandelbares Muster ist die klassische, die goldene Latinität. Während in der vorangegangenen Epoche diese Unwandelbarkeit und Modellhaftigkeit als Argument für die überzeitliche Geltung des reinen, authentischen Latein verwendet worden war, werden nun bei Campanella die Bezüge genau ins Gegenteil gewendet: indem es unveränderlich auf Cicero fixiert ist, wird das Humanistenlatein zu einer eingegrenzten, beschränkten Sprache; nur die allgemein-menschliche Rationalität ist überzeitlich, nur sie sichert der Sprache universale Geltung. Das allzu sehr an der äußeren Form orientierte Sprachbewußtsein der Renaissance wird wieder auf die Füße gestellt: die Sprache hat eine dienende, instrumentale Funktion; sie soll den Blick auf die Dinge schärfen und darf ihn nicht verstellen:

grammatica civilis habet aetatem in qua viget et illam amplectuntur grammatici: dicunt enim sub Cicerone et Caesare adultam linguam: propterea non Plauti, nec Cecillii, caeterorumque scriptorum priscorum sermonem acceptant, sicut nec recentiorum, qualis Plinius, Ambrosius, Augustinus et Thomas Aquinas. At philosophica non agnoscit aetatem linguae, sed rationalitatem, amplectiturque vocabula bona omnium temporum. Propterea et nova fictaque verba probe convenientia rebus dicendis complectitur invenitque. ... voces enim propter res, non res propter voces.

(Campanella 1638 (1954) : 443f)

3.1.2. Das axiوماتische System der sprachlichen Einheiten

Die Grammatik selbst ist als azendent vom Kleineren zum Größeren aufsteigendes Modell aufgebaut. Campanella postuliert vier hierarchisch einander übergeordnete Rangstufen sprachlicher Einheiten: Laut („Buchstabe“), Silbe, Wort (*vocabulum*) und Satz (*oratio*; der Herausgeber Firpo übersetzt dieses Wort mit „discorso“, mir erscheint jedoch die Wiedergabe mit „Satz“ zutreffender, da sich Campanella meist auf Einheiten von Satzrang und nur gelegentlich auf höherrangige Einheiten bezieht). Er erhält auf diese Weise ein symmetrisches Gesamtbild: modern gesprochen stehen sich je zwei Rangstufen auf der Ausdrucksseite und der Inhaltsseite gegenüber. Beide Seiten ent-

halten je eine Ebene von Grundelementen (Laut bzw. Wort) und eine Ebene von Kombinationen ebendieser Grundelemente zu höheren Einheiten (Silbe bzw. Satz). Es verdient aus der Sicht der heutigen Sprachtheorie, insbesondere der Theorie von der doppelten Artikulation der Sprache, besondere Beachtung, daß Campanella hiermit in jedem Fall innerhalb der Gesetzmäßigkeiten verbleibt, die für die beiden Bereiche gelten: Silben sind wie Laute bedeutungsdifferenzierend; Sätze (und noch höherrangige Einheiten) sind bedeutungstragend, sie sind, mit Heger zu sprechen, Signeme. Man könnte Campanellas Grundschema so zusammenfassen: er differenziert im Bereich beider Artikulationen jeweils zwischen den Elementen und den einheitlichen, organischen Grundkombinationen ebendieser Elemente; sein Modell umfaßt als Basiskategorien einerseits elementare Distingeme und einheitliche Distingemverbindungen, und andererseits elementare Signeme und einheitliche Signemverbindungen.

Campanella widmet der Ausdrucksseite nur wenig Raum; sein eigentliches Interesse gilt der inhaltsseitigen Artikulation der Sprache. Die Abschnitte über *vocabula* und *oratio* bilden dementsprechend das Zentrum seiner Universalgrammatik. Die Ausführungen zu den „Wörtern“ enthalten eine strikt axiomatisch aufgebaute Wortartenlehre; diejenige zu den „Sätzen“ eine ebenso systematisch konstruierte Lehre von den Satzbauplänen.

Äußerlich gesehen ist die Theorie der Wortarten (*partes orationis*) traditionell: Campanella unterscheidet die üblichen acht Redeteile der lateinischen Schulgrammatik. Originell ist die hierarchisch vorgeordnete Unterscheidung zwischen *oratio distincta* und *oratio confusa*: erstgenannte umfaßt die klar artikulierte und durchgeformte, einzelsprachlichen grammatischen Regeln folgende Rede; letztgenannte ist die wenig bis überhaupt nicht artikulierte stimmliche Gefühlsäußerung. Auf diese Weise werden in einer ersten Vorunterscheidung die Interjektionen aus dem eigentlichen Kernbereich der artikulierten Sprache herausgenommen; in der traditionellen Schulgrammatik waren sie als ein Redeteil unter anderen behandelt worden, was ihrer Sonderstellung nicht gerecht wird. Neu an Campanellas Wortartentheorie sind sodann vor allem die Definitionen selbst, die durchweg aus den beiden Grundbegriffen *essentia* und *actus* abgeleitet werden. Ersteres ist konstitutiv für das Nomen, letzteres für das Verbum. Die fundamentale Unterscheidung von Nomen und Verbum wird somit zur Grundlage der ganzen Sprachtheorie.

Die Theorie des Nomens ist im ganzen gesehen eher konventionell. Hervorheben möchte ich, daß Campanella zwar in scholastischer Manier argumentiert und formuliert, hierbei aber in ganz unscholastischer Weise das Lateinische als eine Einzelsprache unter anderen behandelt und sich davor hütet, strukturelle Besonderheiten dieser Sprache zu universalen Gesetzmäßigkeiten zu hypostasieren. Traditionell gehörte die Kasusdeklinaton unbestritten zu den konstitutiven Definitionsmerkmalen des Nomens; bei Campanella wird dieses Kriterium ausdrücklich zu einem akzidentellen degradiert, und zwar mit der Begründung, in anderen Sprachen fehle sie („apud quasdam nationes aliter“, Campanella 1638 (1954) : 464). Zu diesen Sprachen gehören nicht nur die romanischen Idiome, sondern etwa auch die semitischen Literatursprachen (wobei sich Campanella allerdings bezüglich des klassischen Arabisch täuscht: dort ist die ursemitische Kasusflexion noch erhalten):

In lingua Graeca et casus et articuli clarificant essentiarum actualitates, in Latina soli casus, in vulgari Itala, Francica, Hispana, Hebraea et Arabica soli articuli: propterea diximus accidentia casum et declinationem esse nominibus.

(Campanella 1638 (1954) : 498f)

Auch beim Verbum betrachtet Campanella alles als akzidentell und einzelsprachlich bedingt, was nicht unmittelbar aus der allgemeinen Definition des „aus der Essenz kommenden Aktes“ folgt. In diesem Fall ist der Bezug auf andere Sprachen besonders bemerkenswert, da, wie oben schon angedeutet, das Chinesische und Vietnamesische als typologische Gegenbilder herangezogen werden; wenn es in solchen Sprachen zwar auch die Kategorie „Verbum“ gibt, dieses aber nicht die aus europäischen Sprachen gewohnten Eigenschaften aufweist, dann sind diese Eigenschaften eben nicht universal, das heißt in der Natur der Sache selbst begründet, sondern akzidentell (sie „essenziiieren“ das Verbum nicht, sondern „akzidieren“ ihm, wie Campanella dies ausdrückt):

non enim ex hoc est verbum, quod habet modos et tempora, sed ex hoc, quod actum fluentem ab essentia. ... in lingua Chinesium et Cocinchinensium verba non declinantur personis, nec temporibus variantur, sed notulis ...: ergo accidunt haec verbo, non essentiant verbum.

(Campanella 1638 (1954) : 528)

Diese Relativierung des Lateinischen, die strikte Trennung zwischen lateinischer und universaler Grammatik stellt in der Geschichte der europäischen Sprachtheorie einen Erkenntnis- und Bewußtseinsfortschritt dar, der kaum hoch genug eingeschätzt werden kann. Er steht in dem welthistorischen Zusammenhang der Entdeckung und Erschließung außereuropäischer Kontinente und Kulturen seit der Renaissance. Die Einmaligkeit des neuzeitlichen Europa besteht ja unter anderem gerade darin, daß hier erstmals die Welt als ganzes in den Blick gekommen und daß unsere Kultur nicht autark in sich verharrt ist, sondern in der Konfrontation mit anderen sich selbst und ihre eigenen Werte relativiert hat. Man denke in diesem Zusammenhang an die Anregungen, die das Denken eines Leibniz oder eines Voltaire der chinesischen Philosophie verdankt. In sprachtheoretischer Hinsicht bedeutet dies, daß die klassische Normsprache der eigenen Kultur nicht mehr absolut gesetzt wird, vielmehr in ihrer historisch-kontingenten Bedingtheit als etwas Relatives erfahren wird. Erst wenn dies geschieht, ist es möglich, die Erforschung sprachlicher Universalien ernsthaft in Angriff zu nehmen; erst dann ist man vor der Gefahr unzulässiger Hypostasierungen sicher. Bei Campanella finden wir zum ersten Mal Ansätze zu solchen Überlegungen, die sich nicht zufällig an den von den europäischen so sehr verschiedenen isolierenden Idiomen Ostasiens entzündeten. In weitaus differenzierterer und elaborierterer Form finden wir ebendiesen Ansatz Anfang des 19. Jahrhunderts bei Wilhelm von Humboldt wieder, dessen Sprachtheorie der Erfahrung der Andersartigkeit des Chinesischen entscheidende Impulse verdankt (Humboldt 1825/6; vgl. dazu Harbsmeier 1979). Wegen der Bedeutung dieser Relativierung des Lateinischen bei Campanella sei hier noch ein größerer Absatz *in extenso* zitiert, in dem der Bau des vietnamesischen Verbums zutreffend charakterisiert wird und - höchst bedeutsam - auf die Wichtigkeit dieser Strukturen für die Konstruktion einer philosophischen Idealsprache (*inventio novae linguae*) hingewiesen wird:

Quemadmodum in lingua Hebraica, Itala, Arabica, Hispana et Gallicana non dantur casus nominum, sed loco ipsorum ponuntur articuli, sic etiam in lingua Cocinchorum et aliarum orientalium non dantur declinationes verborum aptandae personis, neque temporum varietates, neque varietates verborum aptandae temporibus, et ideo omne verbum est instar impersonalis vel infinitivi. Distinctio autem fit per adverbia temporalia, ut si dicerem nunc amo, imposterum amo, ante amo, ita quod non dantur concordantiae temporum, nec personarum, neque casuum, sed particulae

adverbiales et agnominales totam orationem construunt et distinguunt, mirifica brevitate ac dicendi facilitate. Quapropter, qui novam linguam invenire studet, haec notabit.

(Campanella 1638 (1954) : 600)

Bekanntlich verkörpert das Vietnamesische den isolierenden Sprachbau noch reiner als das Chinesische. Campanella bezog seine Kenntnisse offenbar aus dem Werk *Relatione della nuova missione dell PP. della Compagnia di Giesù al Regno di Cocincina* (Roma 1631) von Cristoforo Borri S.J., der von 1610 bis 1623 am Hof von Cochinchina (Saigon) gewirkt hat (nach Firpo, p. 1417).

Der „Satz“ (*oratio*) wird vom Verbum als dem satzstiftenden Element her konzipiert. Campanellas Syntax ist eine Lehre von den, modern gesprochen, „Satzbauplänen“ (*regulae seu ordines construendarum orationum*), die das Verbum als strukturelles Zentrum, als strukturbestimmendes Element haben. Es ginge sicher zu weit, hier eine Art Valenztheorie *avant la lettre* sehen zu wollen, da Campanellas Ansatz rein philosophisch ist und sich nicht an sprachlichen „Oberflächenstrukturen“ orientiert; dennoch sind die Parallelen zu heutigen linguistischen Theorien auffallend. Der Satz entsteht laut Campanella daraus, daß die (nominal bezeichneten) Essenzen, die zunächst einmal für sich allein stehen, miteinander „vermengt“ werden und so höhere Einheiten bilden, die komplexere Begriffe auszudrücken imstande sind. Diese Vermengung der Essenzen erfolgt durch die (verbal bezeichneten) Akte. Der Satz entsteht also dadurch, daß zu den im Prinzip zunächst statisch konzipierten Nominalbegriffen das dynamische, in der Zeitdimension verankerte Verb hinzutritt:

Quoniam essentiae rerum per se sunt impermistae: permiscetur autem per proprios actus, dum altera in alteram extenditur: et iterum ipsarum simplicitas ut multiplicitas ab intellectu concipitur, per actus intellectus permiscetur et unitur illa per intellectum facta multiplicitas: propterea ad declarandum res cum suis actibus et per actus coniunctas et disiunctas est oratio, cuius multiplicitas ex actu multiplicitate constabit.

(Campanella 1638 (1954) : 610)

Die „Vielfalt der Akte“ und die daraus resultierende Menge der möglichen Verbalkategorien bestimmt Anzahl und Art der Satzbaupläne, der *ordinum constructionis*. Es sind dies insgesamt vier: essential, existential, aktuativ und aktiv.

„Essential“ ist im Grunde nur ein Verb, nämlich das *verbum substantivum* der traditionellen Grammatik, die Kopula „sein“. Dies ist für Campanella das „erste“ Verbum, getreu dem scholastischen Grundsatz, daß die Essenz der Existenz vorangeht:

Grammatici incipiunt regulas constructionis a prima activorum, et falluntur. Prius enim est esse secundum naturam, et deinde existere, et deinde agere: quamobrem verbum essentielle praecedit.
(Campanella 1638 (1954) : 614)

Wie für die Grammatiker von Port-Royal ist für Campanella das *verbum substantivum* in jedem anderen Verbum enthalten; *ego curro* wird als *ego sum currens* analysiert.

Die Verben der zweiten Klasse drücken die Existenz von etwas in etwas aus, die Befindlichkeit. Auch hier unterscheidet Campanella selbstverständlich zwischen grammatischer „Oberfläche“ und logisch-semantischer „Tiefenstruktur“:

Sunt verba, quae solum grammaticaliter connotant existentiam, ut homo est rationalis in anima et in Deo est iustitia ...: secundum rem enim non est iustitia in Deo, sed Deus est iustitia, neque rationale in anima, sed anima est rationalis.
(Campanella 1638 (1954) : 616)

Für die dritte Klasse prägt Campanella den neuen Terminus „aktiv“. Gemeint ist der immanente Akt, die in sich selbst ruhende Handlung; einziges „Objekt“, auf das übergegangen oder ausgegriffen wird, ist die Handlung selbst, die im Lateinischen als Deverbalsubstraktum im Ablativ angefügt werden kann (*ego amo amore, tu moveris motione, arbor viret virore*). Man könnte also diese Konstruktion als „intransitiv“ in einem philosophischen Sinne bezeichnen; ein gegebenes einzelsprachliches Verb wie *amare* oder *movere* ist nicht *per se* intransitiv, sondern es wird so verwendet, daß die Handlung nur auf sich selbst zielt, immanent bleibt. Nur ein solcher immanenter Akt ist für Campanella ein *actus* im eigentlichen Sinn, weswegen er dafür den Terminus *verba activa* verwendet.

Schließlich versteht er unter einem *verbum activum* ein solches, bei dem die Handlung auf äußere Objekte „übergeht“ (*transire*), also das Transitivum in einem philosophischen Sinn. Zur Einteilung dieser Verben legt er ein elaboriertes begriffliches Schema vor, von dem hier

lediglich die Behandlung der Wahrnehmungsverben kurz dargestellt werden soll. Diese bilden semantisch insofern eine besondere Gruppe, als der Wahrnehmungsakt nicht eindeutig aktivisch oder passivisch ist: einerseits werden, modern gesprochen, die Wahrnehmungsorgane passiv von physikalischen Ereignissen wie Licht- oder Schallwellen getroffen; andererseits müssen die so empfangenen Reize im zentralen Nervensystem aktiv verarbeitet werden, ehe im Bewußtsein ein Sinnesindruck entsteht. Dementsprechend gibt es Sprachen, wie die uns vertrauten Westeuropas, in denen die Wahrnehmung als gewöhnlicher transitiver Akt aufgefaßt wird (*ich sehe X* wird behandelt wie *ich schlage X*), aber auch solche, wie etwa diejenigen des Kaukasus, in denen die Wahrnehmung als ein passivisches Getroffenwerden erscheint (*ich sehe X* wird dort eher wie *X ist mir sichtbar* kodiert). Campanella hat dieses Problem sehr genau erfaßt und beschrieben; natürlich konnte er keine sprachtypologischen Schlußfolgerungen ziehen, da die Sprachen des Kaukasus damals und noch lange danach außerhalb des Erfahrungshorizontes der Sprachwissenschaft lagen. Die Wahrnehmungs- und Empfindungsverben sind für ihn nur sekundär „aktiv“:

homo patitur a visibili, dum videt, ac simul actum edit, ex specie visibili rem obiectam noscens; et quia ex interiori specie obiecti ad obiectum exterius fertur, propterea vocatur actio et verbum activum, sed non pure: igitur scio, video, existimo, etc., sunt activa secundario.

(Campanella 1638 (1954) : 632)

Auch ohne die explizite Einbeziehung einzelsprachlicher Variabilität kann man durch rationale Überlegung die unter der Oberfläche verborgene Wahrheit (Sanctius) einer semantischen „Tiefenstruktur“ ergründen. Diesen philosophischen Grundansatz seiner Sprachtheorie sieht Campanella klar im Kontrast zu dem Grundansatz der üblichen Grammatik, die sich nur am Gebrauch orientiert. Der Gegensatz von *usus* und *ratio*, wie er wenig später in Frankreich in der Auseinandersetzung der Grammatiker von Port Royal mit Vaugelas entfaltet wurde, ist bei Campanella klar vorformuliert:

Unicuique ergo regula est usus, philosophis autem ratio.

(Campanella 1638 (1954) : 684)

In dieser Grundeinstellung ist die für das Jahrhundert der Aufklärung so charakteristische Gestalt des *grammairien-philosophe* bereits vorweggenommen. Die Tradition der philosophischen Grammatik in Europa nahm ihren Anfang in Neapel.

3.2. Die rationalistische Analyse des Italienischen bei Benedetto Buonmattei (1643)

Benedetto Buonmattei veröffentlichte seine Abhandlung über das Toskanische fünf Jahre nach dem Erscheinen der Werke von Campanella. Sein Name markiert den Beginn der rationalistischen Sprachbetrachtung in italienischer Sprache, siebzehn Jahre vor dem Einsetzen der entsprechenden Strömung in Frankreich. Sein theoretischer Anspruch, seine methodische Strenge und sein allgemeines Problembewußtsein sind sicherlich nicht damit vergleichbar, was wir in den vorangegangenen Abschnitten bei den Autoren von Port-Royal und bei Campanella gefunden haben. Dennoch gebührt Buonmattei ein fester Platz in der Geschichte der Sprachthematik in der Romania (vgl. dazu Fiorelli 1960, Faithful 1962 : 161ff, Brekle 1981 und 1985 : 116 - 130).

Das erste Buch von Buonmatteis Abhandlung ist der Sprache im allgemeinen gewidmet. Auf immerhin 70 Seiten (in der von mir benutzten Ausgabe Venezia ⁵1751, die zweiseitig gedruckt ist) wird eine allgemeine Sprachtheorie entfaltet, die im Gesamtaufbau und auch in manchen Einzelheiten derjenigen von Campanella ähnlich ist. Auch Buonmattei unterscheidet Laut und Silbe auf der Ausdrucksseite sowie Wort und Satz auf der Inhaltsseite; möglicherweise hat er auch die Darstellung von Campanella gekannt und benutzt. Im einzelnen ergeben sich jedoch zahlreiche Unterschiede. Der wichtigste betrifft den Stil und die Methodik, die wohl auch durch die Wahl der Sprache mitbedingt ist: während Campanella ausschließlich an der Logik orientiert ist und kaum je klassische Autoren zitiert, belegt Buonmattei alle Aussagen reichlich mit Zitaten, vor allem aus dem *Decameron* von Boccaccio; während Campanellas Darstellungsweise streng und rigoros knapp gehalten ist, bemüht sich Buonmattei um eine gewisse Gefälligkeit und Eingängigkeit des Stils; im sprachlichen Duktus wirkt Campanellas Werk scholastisch, Buonmattei hingegen eher humanistisch. Im übrigen bietet Buonmattei bezüglich der allgemeinen Sprachtheorie nicht allzuviel wirklich Neues. Vieles ist von der Art, daß es die Funktion der Sprache sei, *palesare il nostro occulto pensiero* (40): eine solche Aussage ist unter Umständen dann als originell und inter-

essant einzustufen, wenn, wie im Cartesianismus, hieraus philosophische Schlußfolgerungen allgemeiner Art gezogen werden; dies ist jedoch bei Buonmattei nicht der Fall, vielmehr wirkt sie eher als das Zitat eines gängigen Topos. So soll im folgenden auch nicht auf die vielen konventionellen Einzelheiten eingegangen werden, bei denen es Buonmatteis einziges Verdienst ist, sie zum ersten Mal auf Italienisch abgehandelt zu haben; vielmehr sollen nur diejenigen Punkte genauer betrachtet werden, in denen sich sein Ansatz von dem anderer Autoren unterscheidet.

3.2.1. Die Schichtung des Sprachbegriffs aus italienischer Sicht

Buonmattei geht zunächst auf den Begriff *lingua* allgemein ein. Er behandelt hierbei auch die Polysemie dieses Wortes, von seiner anatomischen Grundbedeutung bis zu metaphorischen Ausweitungen wie „Landzunge“. Von Bedeutung sind seine Ausführungen über die Einteilung von Sprache in *particolare*, *speciale* und *generale*. Es ist für einen allgemeinen Sprachtheoretiker aus Italien sicher nicht untypisch, daß bei der Bestimmung des Sprachbegriffs die verschiedenen Niveaus der sprachlichen Verschiedenheit von allem Anfang an mitreflektiert werden: Sprache ist für einen Italiener immer etwas dialektal Differenziertes; man kann nicht über Sprache allgemein sprechen, ohne über die Stufen der Partikularisierung zu sprechen. *Particolare* ist für Buonmattei die Mundart eines eng umgrenzten Gebietes, besonders einer Stadt (z.B. Sienesisch); *speciale* ist die regionale Varietät, wie etwa Toskanisch im engeren Sinn; *generale* ist die überregionale Hochsprache, also in diesem Falle Italienisch. Interessant ist nun, wie Buonmattei diese Unterschiedlichkeit begründet und welche Schlußfolgerungen er daraus zieht. Die Ursache für die Herausbildung von dialektalen Varietäten verschiedener Ebenen sieht er in der Unterschiedlichkeit der Kontakte: während die Bewohner einer Stadt ständig miteinander umgehen, sehen sich die Einwohner einer Provinz weitaus seltener, etwa bei Festen; im gesamt-nationalen Rahmen schließlich genügt zur Verständigung über Dialektgrenzen hinweg ein rudimentäres Inventar sprachlicher Ausdrucksmittel, das sich nicht zu einem voll ausgebauten Sprachsystem zu festigen braucht. Die sprachliche Vielfalt als ein primäres Faktum wird also unmittelbar aus der kommunikativen Funktion der Sprache und ihren spezifischen Bedingungen abgeleitet. Buonmattei postuliert nun für jede dieser Differenzierungsebenen eine eigenen Grad an Grammatikalizierbarkeit: eigentlich könne man seiner Auffassung nach nur einer partikularen Sprache, also einer lokalen

Varietät, feste Regeln geben; schon bei der „Spezialsprache“ einer Provinz sei dies schwierig, und nahezu unmöglich bei der generellen Sprache eines ganzen Landes. Modern gesprochen: nur eine homogene, in sich geschlossene Sprachgemeinschaft verfügt über ein individuierbares Sprachsystem; je abstrakter das aus den Einzelmundarten resultierende Diasystem ist, desto schwieriger wird es, die Regeln eines solchen Diasystems überhaupt noch zutreffend und hinreichend konkret zu formulieren. Für Buonmattei ist es also keine Frage mehr, wie es dies noch im Jahrhundert zuvor gewesen war, daß ein gesprochener Dialekt grammatische Regeln hat und daß diese Regeln beschrieben werden können; vielmehr wird das umgekehrte Problem gesehen, daß man zwar eine eng umgrenzte Teilvarietät genau mit Hilfe von Regeln beschreiben kann, kaum jedoch eine nationale Sprache mit all ihrer internen Variabilität. Diese ganze Argumentation ist, wie gesagt, für einen Sprachtheoretiker aus dem dialektal extrem zerklüfteten Italien typisch; in der Folge seiner Abhandlung geht Buonmattei auf diese Problematik nicht mehr ein, er behandelt vielmehr die italienische Hochsprache wie eine *lingua particolare*, die als solche festen Regeln folgt.

3.2.2. Die rationalistische Ausdifferenzierung der Wortarten

Bei der Einteilung der Wortarten, dem Hauptstreitpunkt der Grammatiker seit der Antike, geht Buonmattei durchaus eigene Wege. Von seinem rationalistischen Grundansatz aus schlägt er eine Richtung ein, die derjenigen von Sanctius, Correas und anderen entgegengesetzt ist; auf Grund der Unterschiede, die zwischen den verschiedenen syntaktischen Funktionen nach den Prämissen des Systems zweifellos bestehen, erhöht er die Zahl der Wortarten auf ein Maximum. Es geht ihm nicht, wie Sanctius, um größtmögliche Allgemeinheit, vielmehr um größtmögliche Genauigkeit. So macht er aus den überkommenen acht *partes orationis* der traditionellen Schulgrammatik deren zwölf. Beides, die radikale Reduktion mit Hilfe von Ockhams Rasiermesser und die präzise Erfassung auch feiner Verästelungen mit Hilfe entsprechender begrifflicher Distinktionen, ist ja legitim und kann rational begründet werden; letztlich bestimmt der jeweilige Zweck, ob ein gewählter Generalisierungs- oder Differenzierungsgrad im gegebenen Einzelfall angemessen ist. Jedenfalls beruft sich Buonmattei bei seinem extrem differenzierenden Ansatz primär ausdrücklich auf die Vernunft und nur in zweiter Linie auf antike Autoritäten:

Con ragione adunque si dice esser dodici le parti dell'orazione; e dicano gli altri quel che a lor piace. ... non potremo con ragione esser dannati noi, per aver detto dodici esser le parti dell'orazione, e non otto; perchè ella non chimera inventata da noi; ma dotrina fondata su la ragione; e appoggiata all'autorità degli antichi, da me sempre onorati e stimati.

(Buonmattei 1643 (1751) : 100f)

Der Rückgriff auf die antiken Autoren ist noch eine Reminiszenz an das Zeitalter des Humanismus; er wird jedoch nur noch zur Bekräftigung von etwas herangezogen, was zuvor rational begründet worden war. Die Vernunft hat nunmehr eindeutig den Vorrang.

Buonmattei führt, über den klassischen Kanon hinaus, Artikel, Gerundium, Kasuszeichen und Füllwort ein. Über die beiden erstgenannten braucht hier kein Wort verloren zu werden; um so origineller und daher kommentierungsbedürftiger sind die beiden anderen Kategorien.

Buonmattei unterscheidet strikt zwischen Präpositionen (die er übrigens meist *proposizioni* nennt) und Kasuszeichen (*segnacasi* oder auch *vitecasi*). Sein Kriterium ist also die Funktion, nicht die Form: beide Funktionen eines Wortes können in ein und demselben Satz nebeneinander stehen. Präpositionen sind ausschließlich solche Partikeln, die für adverbiale Beziehungen der verschiedensten Art stehen. Sie werden laut Buonmattei auch im Italienischen mit verschiedenen Kasusformen des Nomens verbunden, also etwa *circa*, *eccetto* oder *lungo* mit dem Akkusativ; *accanto*, *oltre* oder *dirimpetto* mit dem Dativ; *dentro*, *contro* oder *appiè* mit dem Genitiv. Auch Präverben wie *ri-*, *dis* oder *s-* zählt Buonmattei zu den „Propositionen“. Ihre Zahl ist insgesamt sehr groß, und für die Beschreibung ihrer Semantik entwickelt Buonmattei eine ausgefeilte Systematik. Im Unterschied dazu gibt es nur drei *segnacasi*, also „Präpositionen“ (im üblichen Sinn), welche im Italienischen anstelle der lateinischen Kasusendungen stehen: *da* für den Agens beim Passiv, *a* für den Dativ und *di* für den Genitiv. Der Primat der semantisch-syntaktischen Funktionalität vor der Lautgestalt in Buonmatteis Wortartentheorie wird aus Beispielen wie dem folgenden deutlich:

leggendosi Fece veduta al Padre, che al Sepolcro voleva andare. Si vede, che Padre è quella voce, alla quale il verbo FECE attribuisce alcuna cosa: però lo direm Dativo, el segno, che per lo

tale lo fa conoscere farà Segnacaso. AL SEPOLCRO significa Moto a luogo, e riguarda il Verbo ANDARE: però potrà dirsi Proposizione.

(Buonmattei 1643 (1751) : 226)

{Zitat aus Boccaccio, *Decameron*, Giornata VII, novella 7 (ed. Branca 1985 : 597)}

Zweifellos wird diese Theorie der Spezifität des Italienischen, und allgemein des romanischen, Sprachbaus besser gerecht als die bis dahin vorherrschende Darstellungsweise.

Eine von Buonmattei völlig neu in die Debatte eingeführte Wortklasse ist das sogenannte „Füllsel“ (*ripieno*). Er definiert sie folgendermaßen:

Ripieno è una particella, non necessaria alla tela grammaticale; ma serve all'ornamento della frase; per proprietà del linguaggio.

(Buonmattei 1643 (1751) : <2>43)

Der Satz wäre grammatisch vollständig und semantisch verständlich auch ohne *ripieno*, es würde aber etwas am Ausdruck fehlen, wenn man das „Füllsel“ wegließe:

il Ripieno concorre coll'altre parti a compor l'orazione; e chi lo togliesse, o non volesse dov' e' va adoperarlo, la nostra lingua non avrebbe la sua intera perfezione ... la frase non riuscirebbe con quella forza, che fa con essa.

(Buonmattei 1643 (1751) : <2>43)

Diese Definition und diese Beschreibung würde, modern gesprochen, besonders gut auf Abtönungspartikeln passen: auch diese sind für das Verständnis des propositionalen Gehalts nicht unentbehrlich; ihre Auslassung würde indessen den Satz unidiomatisch und inexpressiv machen. In der Tat fallen einige von Buonmattei angeführte Partikeln wie *bene* oder *pure* in diese Kategorie. Andererseits ist das Italienische, wie die anderen romanischen Sprachen, nicht eben reich an Abtönungspartikeln im eigentlichen Sinn; so haben denn auch die meisten von Buonmattei als *ripieno* klassifizierten Phänomene nicht direkt etwas mit Abtönung zu tun.

Buonmattei führt nominativische Pronomina, vor allem der dritten Person an, die teilweise in der im Italienischen üblichen Weise zur

Verstärkung des Subjekts dienen (*io non ci fui io* {Boccaccio, III, 2 (1985 : 238)}), teilweise ohne einen solchen Verstärkungseffekt vor allem im Nebensatz auftreten. In der Tat war die Setzung des enklitischen Subjektpronomens im Nebensatz im Altoskanischen häufig; generalisiert wurde dieser Gebrauch im Korsischen, wo das Subjektpronomen zu einem Kennzeichen der Hypotaxe geworden ist. Beispiele: *domandola ciò che ella faceva* {Boccaccio III, 2 (1985 : 238)}; *io mi dimeno quanto io posso* {Boccaccio III, 4 (1985 : 256)}. Das Pronomen kann auch personen- und numerusneutral für eine unspezifizierte 3. Person verwendet werden, ähnlich bestimmten Verwendungsweisen des deutschen *es*. Beispiele: *che caldo fa egli? anzi non fa egli caldo veruno* {Boccaccio V, 4 (1985 : 454)}; *chi il saprà? egli nol saprà persona mai* {Boccaccio I, 4 (1985 : 58)}; *egli non sono ancora molti anni passati* {Boccaccio I, 10 (1985 : 80)}.

Schließlich wird auch das in der älteren Umgangssprache gebräuchliche, meist undeklinierbare *esso* nach bestimmten Präpositionen (vor allem *con*, aber auch *lungo*, *sopra*, *sotto*; diese „Verstärkung“ der Präposition ist im älteren Toskanischen sowie im Milanesischen und Venezianischen gut belegt, vgl. Rohlf's 1954 (1969) : III, 205) von Buonmattei als „ripieno“ klassifiziert; seine Vorstellung von diesem Redeteil wird in dem folgenden Zitat deutlich:

E' dunque da avvertire che ESSO talora sta per semplice riempitura, e ornamento, come stanno gli altri ripieni, e che ciò sia vero, veggasi, che dicendo: Ben ti dice, che io vi verrei una volta con esso teco. Si vede chiaro, che tanto era, se diceva Con teco, o Con te; dunque ESSO v'è di più; ma dà a quel parlare alcuna grazia. Quest' ESSO adunque è sempre indeclinabile.

(Buonmattei 1643 (1751) : 247)

Buonmatteis Abhandlung ist teilweise einzelsprachlich auf die Besonderheiten des Italienischen ausgerichtet; sie kann nicht in demselben Sinne als eine „allgemeine Grammatik“ gelten, wie dies bei der *Grammaire générale et raisonnée*, aber auch etwa bei Campanella der Fall ist. Mit beiden Werken hat sie indessen den rationalistischen Grundansatz gemeinsam, der hier erstmals in italienischer Sprache formuliert wird. Einen wie bedeutsamen Erkenntnisfortschritt die Anwendung dieses Ansatzes darstellt, zeigen gerade Beispiele der soeben analysierten Art: die Sprachbetrachtung klebt nicht mehr an der Oberfläche, orientiert sich nicht mehr allein am unmittelbar Sichtbaren. Gefragt wird nicht mehr nach einem bloßen Inventar der Formen,

vielmehr nach den zugrundeliegenden Funktionen: Gleichheit im äußeren Erscheinungsbild kann tiefgreifende Unterschiede in der Funktionalität verdecken, wie im Fall der Polyvalenz von *a* oder von *egli* und *esso*. So wird auch von Buonmattei, der den rationalistischen Grundansatz in eleganter Weise mit humanistischer Belesenheit und stilistischer Urbanität verknüpft, der oben zitierte Leitsatz von Sanctius verwirklicht, wonach es gilt, mittels der Vernunft die verborgene Wahrheit der Sprachstruktur ans Tageslicht zu fördern:

Parlerem di tutti distintamente, pregando il cortese Lettore a compatire alla voglia, che ho di soddisfare all'obbligo, che mi son preso, dell'esplicar quel ch'io stimo verità di questa nostra lingua.
(Buonmattei 1643 (1751) : 244)

4. Die Debatte um die natürliche Satzgliedfolge in der französischen Aufklärung

4.1. 'Grammairien philosophe' und 'ordre naturel': Linearität und Linearisierung als Grundproblem der Sprachtheorie

Im 18. Jahrhundert erreichte die universalistische Sprachbetrachtung ihren Höhepunkt. Die Ansätze, die im „grand siècle“ entstanden waren, wurden nun, im „siècle des lumières“, weiterentwickelt und ausgebaut. Es war, nach der Epoche der Hochscholastik, die zweite Blütezeit der Universalgrammatik in Europa. (Grundlegend für die Linguistik des 18. Jahrhunderts in Frankreich sind Rosiello 1967 und die zahlreichen Arbeiten von Ricken, insbesondere 1978 und 1984. Man vergleiche außerdem: Hunt 1938, Juliard 1970, Droixhe 1971, Chevalier 1972, Janik 1981, Auroux 1981 und 1982, Bokadorova 1987. Textanthologien bieten Porset 1970 und Formigari 1972.)

Wollte man versuchen, die sprachtheoretische Tätigkeit dieser Epoche in einem einzigen Satz zusammenzufassen, so würde dieser wohl so lauten: der *grammairien-philosophe* reflektiert über den *ordre naturel*. Betrachten wir nacheinander Subjekt und Objekt dieses Satzes etwas genauer.

Das Jahrhundert der französischen Aufklärung hat einen Typus von Sprachtheoretiker hervorgebracht, der nicht besser bezeichnet werden könnte als mit dem Kopulativkompositum (*dvandva*) *grammairien-philosophe*; das ist jemand, der zugleich Grammatiker und Philosoph ist, der das eine nicht ohne das andere sein kann. Die Grammatik wird längst nicht mehr als eine elementare „Kunst“ im Sinne einer vorbereitenden, zu Höherem befähigenden Kunstfertigkeit verstanden; sie ist vielmehr zur „Wissenschaft“ geworden und setzt als solche voraus, daß derjenige, der sie betreibt, den Dingen auf den Grund gehen möchte, sich also von der philosophischen Methode leiten läßt. In den Worten von Du Marsais:

Les personnes qui ne sont pas acoûtumées à rapporter toutes choses à leurs véritables principes, seront surprises de trouver ici des observations, qui ne leur paroîtront pas appartenir à la grammaire. Pourquoi fonder les règles de grammaire, dira-t-on, sur des observations de logique et de métaphysique? Faut-il être philosophe avant que d'être grammairien? Je réponds qu'il seroit à souhaiter que ceux qui enseignent la grammaire fussent philosophes. Les

grammairiens qui ne sont pas philosophes, ne sont pas même grammairiens.

(Du Marsais 1729 (1971) : 205f)

Du Marsais geht noch einen Schritt weiter; nicht nur soll die philosophische Methode auf die Grammatik, so wie auf irgendwelche anderen Disziplinen, übertragen werden, vielmehr besteht zwischen Grammatik und Philosophie eine Wesensverwandtschaft, insofern als sich die Philosophie auf das Denken und die Grammatik auf die Zeichen des Denkens bezieht:

La grammaire a une liaison nécessaire avec la science des idées et du raisonnement, parce que la grammaire traite des mots et de leurs usages, et que les mots ne sont que les signes de nos idées et de nos jugemens.

(Du Marsais 1729 (1971) : 201)

Grammatik und Philosophie gehören untrennbar zusammen (vgl. auch Monreal-Wickert 1977 : 31). Alle Überlegungen zur Sprache erscheinen in philosophischem Licht. Sie sind immer auf Sprache an sich gerichtet, nicht auf die Besonderheiten von Einzelsprachen. Auch wenn der typologische Kontrast zwischen dem Lateinischen und dem Romanischen thematisiert wird, auch wenn Gedanken geäußert werden, wie etwa von Condillac, die in mancher Hinsicht schon dem zweiten Partikularismus präludieren, so ändert dies doch nichts an der Tatsache, daß der Grundansatz immer „philosophisch“, und das heißt eben universalistisch, bleibt. Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus wird als Wesensmerkmal der einen menschlichen Sprache gesehen.

Das Objekt dieser philosophisch-grammatischen Reflexion ist in erster Linie der *ordre naturel*. Mit diesem Begriff knüpft die Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts an die Tradition der Scholastik an, innerhalb derer er geprägt worden war. Wir haben gesehen, daß diese begriffliche Tradition nie ganz abgerissen war und daß der Terminus beispielsweise bei Meigret und bei den Autoren von Port-Royal vorkommt; eine Traditionslinie, die zwischen dem 14. und dem 17. Jahrhundert sich gleichsam zu einem dünnen Rinnsal verengt hatte, wird nun wieder zu einem breiten Strom. Der *ordo naturalis* ist das beherrschende Thema der Sprachreflexion. Empirisch ist diese Reflexion immer noch an dem typologischen Kontrast zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen, insbesondere der neuen Universalsprache Französisch, orientiert. Die Frage, um die es geht, lautet konkret:

welche Ordnung ist als „natürlich“ anzusehen, die logische des französischen oder die emotive des Lateinischen? Was ist eigentlich universal: das Denken oder die Leidenschaften? Es geht also keineswegs um eine bloße Wortstellungstypologie (obgleich sich auch diese aus der Diskussion um den *ordre naturel* entwickelt hat), vielmehr um anthropologische und philosophische Grundsatzfragen. Und es ist auch kein Zufall, daß sich diese Grundsatzdebatte gerade an dem scheinbar sekundären Problem der syntaktischen Ordnung entzündet hat: Sprache ist in ihrem Kern eine Institution, welche die nicht-lineare Komplexität des Denkens in lineare Zeichenketten überführt; wer die Gesetze der Linearisierung erfaßt, hat damit den Schlüssel zum Verständnis des Verhältnisses von Sprache und Denken in der Hand. Natürlich werden von den Linguisten der Aufklärung auch zahlreiche Probleme diskutiert, die nichts mit der Wortstellung, der syntaktischen Ordnung der Elemente im Satz, zu tun haben; dennoch kann man sagen, daß das Problem des *ordo naturalis* im Zentrum steht und daß sich in ihm wie in einem Brennspiegel die gesamte Sprachreflexion jener Epoche konzentriert hat.

Wir wollen nun die Überlegungen und Kontroversen zum *ordre naturel* in der französischen Aufklärungsphilosophie etwas detaillierter nachzeichnen. Hierbei können im vorliegenden Rahmen bei weitem nicht alle, nicht einmal alle wesentlichen Einzelheiten angeführt und diskutiert werden. Der Leser kann die hier aufgezeigten Perspektiven unschwer auf Grund der reichlich vorhandenen Literatur zu diesem Themenkomplex vertiefen. Worum es mir in dem hier abgesteckten Rahmen geht, das ist die Entstehung und Charakteristik sowie die linguistische und historische Einordnung der Grundansätze in dieser Debatte.

Als „natürliche Ordnung“ der Satzglieder kann ganz allgemein entweder diejenige der Vernunft oder diejenige des Gefühls und der Leidenschaften aufgefaßt werden. Dies ist der polare Kontrast, um den sich die Ansätze der einzelnen Autoren gruppieren lassen. In vereinfachender Etikettierung wird die erstgenannte Auffassung als rationalistisch, die zweite als sensualistisch bezeichnet, da sie unmittelbar mit den jeweiligen philosophischen Strömungen des Rationalismus und des Sensualismus zusammenhängen. Beginnen wir hier mit dem rationalistischen Ansatz, der eine direkte Fortführung der Traditionslinie darstellt, die von Sanctius zur *Grammaire générale et raisonnée* von Port-Royal geführt hat.

4.2. Die rationalistische Position: „natürlich“ ist die Vernunft

4.2.1. Der Sieg der *modernes* über die *anciens*: Le Laboureur (1669)

Die rationalistische Position, nach welcher die Natürlichkeit der Wortfolge in ihrer Vernunftgemäßheit liegt, markiert zugleich den Sieg der romanischen Volkssprache über das Lateinische, den Sieg der „modernes“ über die „anciens“. Mit der These, daß wohl das Französische, nicht aber das Lateinische die immanente Vernunft der Sprache und des Denkens widerspiegeln, war das Lateinische endgültig entthront. Besonders klar wird dies in einer Abhandlung von Le Laboureur von 1669 ausgedrückt, die sich mit ihrem Titel in die Tradition der Traktate zur Verteidigung des Französischen gegenüber älterer und neuerer Konkurrenz einreicht: *Avantages de la langue française sur la langue latine*. Im Unterschied zu den Abhandlungen der Renaissance geht es nun nicht mehr um ästhetische Qualitäten oder um bedeutende Literaturwerke, sondern nur noch um die Frage, ob eine Sprache die allen Menschen gemeinsame Vernunft genau und direkt nachbildet oder nicht. Das Postulat einer einheitlichen Vernunft mit fester Satzgliedstellung ist so absolut, daß Le Laboureur folgert, die Römer hätten anders gedacht als gesprochen; die positionellen Verwerfungen der lateinischen „Oberflächenstruktur“ werden aus einer als universal gedeuteten französischen „Tiefenstruktur“ abgeleitet; die Römer müssen französisch gedacht haben, ehe sie lateinisch zu sprechen begannen. Hieraus folgt logisch die Überlegenheit des die gedankliche Tiefenstruktur unmittelbar abbildenden Französischen:

S'il est vray que les paroles doivent représenter les pensées, il est certain que la construction de paroles qui imite davantage l'ordre des pensées est la plus raisonnable, la plus naturelle et conséquemment la plus parfaite.

(Le Laboureur 1669 : 159)

Die Vernunft ist universal; demnach geht es hier nicht um Geschmacksfragen, sondern um Denknöwendigkeiten:

La raison est de tout pays, je ne consulte point en cela le goût que les peuples ont, mais celui qu'ils doivent avoir.

(Le Laboureur 1669 : 172; auch bei Ricken 1978 : 20)

4.2.2. Du Marsais, der erste Linguist der *Encyclopédie*

4.2.2.1. Lateinische und französische Wortfolge als pädagogisches und linguistisches Problem

Du Marsais steht in dieser im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ausgebildeten Tradition. (Zu Du Marsais (auch Dumarsais geschrieben) sind grundlegend Sahlin 1928 und Auroux 1980; zur Linguistik der Enzyklopädisten vergleiche man vor allem die Dissertation von Monreal-Wickert 1977 sowie Auroux 1973 und 1979, Swiggers 1984 und Bokadorova 1985.) Sein konkreter Ausgangspunkt war, wie bei Lancelot, ein pädagogischer: als Privatlehrer kämpfte er Tag für Tag mit den Schwierigkeiten, die der Lateinunterricht für französische Muttersprachler aufwirft. Die Überlegungen zu einer Universalgrammatik waren also zunächst didaktischer Natur: wie eröffnet man Kindern ein wirkliches Verständnis der so andersartigen Syntax des klassischen Latein? Die Abweichungen von der „natürlichen“ und „vernünftigen“ Wortfolge des Französischen verwirren sie:

A l'égard de l'inversion latine, c'est ce qui donne le plus de peine aux jeunes gens. Ils sont accoutumés rendre leurs pensées, et entendre celles des autres, selon l'ordre naturel que la langue française suit presque toujours; ainsi quand cet ordre est renversé, ils ne conçoivent point le sens de la phrase, lors même qu'ils entendent la signification de tous les mots.

(Du Marsais 1722 (1971) : 7)

Linguistisch gesehen basiert diese Schwierigkeit darauf, daß Lateinisch und Französisch zwar genetisch verwandt sind, sich aber typologisch tiefgreifend unterscheiden. Für die Theoretiker des 18. Jahrhunderts bestand der entscheidende Unterschied darin, daß, modern gesprochen, die grundlegenden Kasusrelationen im Französischen positionell, im Lateinischen hingegen grammemisch mittels entsprechender Endungen zum Ausdruck gebracht werden; die Existenz solcher Endungen ermöglicht einen hohen Grad positioneller Freiheit. Der typologische Gegensatz zwischen SOV als der Grundstellung des Lateinischen einerseits und SVO als derjenigen des Französischen andererseits, mit all seinen weitreichenden Implikationen, wird damals noch nicht gesehen; er gerät erst später, nämlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ins Blickfeld. Es geht, auf eine kurze Formel gebracht, lediglich um den Kontrast zweier Sprachen mit freier bzw. fester Satzgliedstellung.

(Zweifellos ist der Terminus *Satzgliedstellung* der einzig adäquate; im folgenden nehme ich mir jedoch die Freiheit, die bequeme und seit dem 18. Jahrhundert verbreitete, wenn auch ungenaue Prägung *Wortstellung* in demselben Sinne zu verwenden.)

Am Rande sei darauf verwiesen, daß ein solcher positionstypologischer Kontrast zwischen einer dominanten Kultursprache A und einer sich davon emanzipierenden Kultursprache B in der menschlichen Kulturentwicklung nicht ganz isoliert dasteht. Eine interessante Parallele, auf die an dieser Stelle nur kurz hingewiesen werden kann, liegt im Japanischen (B) in seinem Verhältnis zum - genetisch nicht verwandten - Chinesischen (A) vor. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Sprachen liegt, auf einen kurzen Nenner gebracht, darin, daß das Chinesische eine weitgehend konsistente SVO-Sprache mit rein positionellem Ausdruck der fundamentalen Kasusrelationen ist, während das Japanische konsistent nach dem Muster SOV linearisiert und die Kasusrelationen grammemisch, nämlich durch Postpositionen, zum Ausdruck bringt; typologisch ist das Verhältnis zwischen A und B hier also umgekehrt wie im Fall des Lateinischen und Französischen. In der Zeit der Entstehung der japanischen Schriftsprache unter chinesischem Einfluß bildete sich eine Tradition heraus, chinesische Texte auf Japanisch zu „lesen“ und später dann auch japanische Texte auf Chinesisch zu schreiben, wobei im Schriftbild die chinesische Wortfolge erscheint, dieses lautlich aber nach den Regeln der japanischen Syntax realisiert wurde (*kambun*). Über viele Jahrhunderte hinweg gehörte es zum Lesen- und Schreibenlernen dazu, daß man nicht nur das einzelne chinesische Schriftzeichen japanisch las, sondern auch das syntaktische Muster des ganzen Satzes. Bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen, die sich bereits aus dem grundlegend anderen Charakter des chinesischen Schriftsystems ergibt, kann man doch eine gewisse Parallelität zu der von Du Marsais eingeführten Übungsform feststellen, bei welcher ein lateinischer Text nach dem Muster der französischen Wortfolge sozusagen „zurechtgerückt“ wird. Man vergleiche etwa, wie Du Marsais den Anfang der Fabeln des Phaedrus in französische Syntax umformt: aus dem originalen Wortlaut *Æsopus auctor quam materiam repperit, / hanc ego polivi versibus senariis* wird bei ihm *Ego polivi (cum) versibus senariis hanc materiam, quam Æsopus auctor repperit* (Du Marsais 1722 (1971) : 189).

Das Ziel der Erziehung, das auch durch den Sprach- und Grammatikunterricht erreicht werden soll, ist die Erweckung der Vernunft. Es geht nicht um ein mechanisches Lernen von Einzelfakten, vielmehr um

die Erkenntnis von Zusammenhängen und logischen Beziehungen, wobei oft auch verborgene, unter der Oberfläche liegende Wahrheiten ans Tageslicht gefördert werden. Du Marsais betont diesen aufklärerischen Grundgedanken immer wieder:

Un des points principaux de l'éducation ... c'est de former l'esprit des enfans; on doit même étudier autant pour se former l'esprit que pour apprendre. On ne sauroit rendre de service plus essentiel aux jeunes gens, que de fortifier en eux le goût naturel que nous avons tous pour la vérité: et pour cela on doit toujours leur parler clairement, on ne doit jamais leur donner de règles qui ne soient fondées sur la raison.

(Du Marsais 1722 (1971) : 32)

Im Bereich der Spracherziehung muß es das Ziel sein, den Kindern ein Verständnis für das Phänomen Sprache überhaupt, für ihre allgemeinen, über- und außereinzelsprachlichen Grundprinzipien zu wecken. Sie sollen die allgemeine Grammatik begreifen, nachdem sie Grunderfahrungen mit der partikularen Grammatik ihrer eigenen und einer Fremdsprache gemacht haben. Von welcher Sprache man dabei ausgeht, ist im Prinzip gleichgültig:

Les principes généraux de Grammaire peuvent s'apprendre sur quelque langue que ce soit, pourvû qu'on sache déjà cette langue par usage.

(Du Marsais 1729 (1971) : 219)

Es führt zu nichts, wenn man Regeln mechanisch auswendig lernt; nur was man rational verstanden hat, wird zu dauerhaftem geistigem Besitz:

dès qu'il s'agit de règles il ne s'agit plus de mémoire. Comme les règles ne sont autre chose que des observations, elles ne doivent être fondées que sur la raison, et quand elles ont été une fois bien comprises, on ne se sert plus, pour ainsi dire, que de la mémoire de la raison, et cette mémoire n'est jamais l'esclave des paroles.

(Du Marsais 1722 (1971) : 38)

Es ist besonders bemerkenswert, daß Du Marsais seinen strikt rationalistischen Ansatz auf einer sensualistischen Basis errichtet; der Gegensatz zwischen den beiden philosophischen Richtungen war nicht so strikt und ausschließend, wie er zuweilen dargestellt wird. Wie

Locke nimmt auch Du Marsais an, daß der Geist zunächst gleichsam leer ist und zunächst durch die Sinneseindrücke, die er aufnimmt und verarbeitet, konkrete Erfahrungen sammeln muß, ehe er sich mittels des reinen, abstrakten Denkens zu der Ebene des *raisonnement*, des Verstehens von Zusammenhängen aufschwingen kann. So muß auch im sprachlichen Bereich, wie im obigen Zitat angedeutet, die primäre Erfahrung des Sprachgebrauchs dem vernunftgemäßen Aufbau einer allgemeinen Grammatik notwendigerweise vorausgehen. Der Zusammenhang zwischen sensualistischer Basis und rationalistischem Überbau bei Du Marsais wird etwa in dem folgenden Passus deutlich:

nous ne parvenons aux idées générales qu'après avoir passé, pour ainsi dire, par les idées particulières. Il n'est pas possible d'entendre les principes généraux et les termes abstraits, si l'on n'a pas dans l'esprit les idées particulières qu'ils suposent. ... Il en est de même de la Grammaire; il faut commencer par graver dans l'esprit les mots particuliers sur lesquels on a fait des règles; tel est l'ordre naturel: nous recevons par les sens les impressions des objets, et ensuite nous raisonnons sur ces impressions.

(Du Marsais 1729 (1971) : 185)

Der Denkansatz ist also nicht mehr streng cartesianisch; Empirismus und Sensualismus haben in das europäische Denken zwischenzeitlich ihren Einzug gehalten. Man beachte überdies, wie hier der linguistische Ausdruck *ordre naturel* in philosophisch verallgemeinerter Bedeutung verwendet wird: er steht für die natürliche Abfolge des vernunftgemäßen Erkennens, das vom Konkreten zu den abstrakten Zusammenhängen voranschreiten muß.

4.2.2.2: 'Construction' und 'syntaxe'

Die entscheidenden theoretischen Aussagen zum Wortstellungsproblem hat Du Marsais in seinen Beiträgen zur *Encyclopédie* gemacht. Er hat an diesem großen Gemeinschaftsunternehmen der französischen Aufklärer bis zu seinem Tode mitgearbeitet; sein Nachfolger als Hauptbearbeiter grammatischer Themen wurde ab dem 7. Band Beauzée. Der Artikel *Construction* ist in diesem Zusammenhang am wichtigsten; daneben finden sich Aussagen zu dieser Problematik auch in den Artikeln *Cas* und *Article*.

Der Artikel *Construction* der französischen Enzyklopädie stellt den Abschluß und Höhepunkt der Entwicklung der Syntaxtheorie dar.

die 1587 in der *Minerva* von Sanctius begonnen hatte. Die dort im Ansatz entwickelte Unterscheidung einer einfachen Basissyntax und einer davon abgeleiteten „figurierten“, das heißt literarisch-rhetorisch stilisierten, Syntax erscheint bei Du Marsais in neuer und systematisierter Form wieder. Grundlegend ist zunächst seine Unterscheidung von *construction* und *syntaxe*. Unter *syntaxe* versteht er, modern gesprochen, die syntaktische und semantische „Tiefenstruktur“, die außereinzelsprachlich aufgefaßt werden muß. In einem Satz wie *Alexander vicit Darium* (ein bei vielen Autoren der Epoche besonders beliebter Beispielsatz) ist die *syntaxe* gleichzusetzen mit dem, was ich als Fundamentalrelation bezeichnet habe, das heißt die Beziehung zwischen dem satzstiftenden Prädikat und den „Mitspielern“ bei dem durch das Verb ausgedrückten Sachverhalt. Terminologisch gebraucht Du Marsais nicht, wie heute die Vertreter der sogenannten Kasusgrammatik mit all ihren Spielarten, den Ausdruck *cas*, um diese Relationen zu bezeichnen. „Kasus“ ist für ihn ein ausschließlich oberflächenstrukturelles, einzelsprachliches Phänomen: das Lateinische hat Kasus, das Französische nicht. Nun ist dies sicher mehr eine terminologische als eine inhaltliche Frage: obwohl Du Marsais das Vorhandensein der Kategorie Kasus in den romanischen Sprachen explizit in Abredé stellt, weiß er doch sehr wohl, daß die Präpositionen der neueren Sprachen funktionale Äquivalente der lateinischen Kasusendungen darstellen; er überträgt hier also nicht den überkommenen Terminus durch Generalisierung auf einen neu konzipierten Begriff, so wie dies Fillmore mit seinem berühmt gewordenen „Plädoyer für Kasus“ getan hat, vielmehr reserviert er für diesen allgemeinen Bereich den ebenfalls traditionellen Begriff der „Syntax“, der dadurch gegenüber herkömmlichen Verwendungsweisen als wesentlich verengt erscheint: „*Syntaxe* ist das grammatische Äquivalent zu den philosophisch gemeinten *liaisons des idées* Condillacs.“ (Monreal-Wickert 1977 : 124). Verschiedene Konstruktionen können auf ein und dieselbe zugrundeliegende „Syntax“ zurückgeführt werden; der propositionale Gehalt bleibt von solchen oberflächlichen Veränderungen unberührt (*les rapports sont les mêmes*):

La syntaxe est donc la partie de la Grammaire qui donne la connoissance des signes établis dans une langue pour exciter un sens dans l'esprit. Ces signes, quand on en sait la destination, font connoître les rapports successifs que les mots ont entr'eux.
(Du Marsais, Artikel *Construction*, *Encyclopédie* IV, 73a; auch bei Monreal-Wickert 1977 : 124)

Die universale syntaktische Tiefenstruktur wird also von Du Marsais durchaus semantisch gesehen: die „Beziehungen“ rufen im Geist einen „Sinn“ hervor; dennoch ist es für die Anschauungsweise der Epoche überaus typisch, daß nicht etwa nicht-lineare Kasusrollen definiert, die „Beziehungen“ vielmehr als **sukzessiv** aufgefaßt werden. Der *ordo naturalis* ist nicht einfach eine oberflächenstrukturelle Satzgliedstellung, er ist vielmehr in der Auffassung der Rationalisten unmittelbar mit der logisch-semantischen Tiefenstruktur gleichzusetzen: die Tiefenkasus, wie man heute sagen würde, werden mit den **linearen** Beziehungen zwischen den Aktanten und dem Prädikat gleichgesetzt. Für die Sprachtheoretiker des 18. Jahrhunderts war der Zusammenhang zwischen semantischen Mitspielerrollen und syntaktischer Linearität eine nicht hinterfragte Gegebenheit. Dies hängt sicher damit zusammen, daß im 18. Jahrhundert, wie stets in universalistischen Epochen, einige wenige einfache Beispiele die Diskussion tragen; diese Beispiele enthalten, wie das oben zitierte, durchweg ein transitives Handlungsverb. bei dem die protoypischen Subjekt- bzw. Objektrollen, nämlich CAUSAL und FINAL, realisiert sind. Das Französische nun, die Sprache, an der jetzt die Tiefenstruktur abgelesen wird, bildet mit seiner SVO-Ordnung diese Rollenstruktur ikonisch ab: zunächst wird mit dem Subjekt die Ursache genannt, dann die Handlung, deren Urheber das Subjekt ist, und schließlich das Objekt, auf welches die Handlung zielt. Nur diese Ikonizität innerhalb des Geltungsbereiches eines bestimmten Satzbauplanes konnte zu dem Trugschluß verleiten. Rollensemantik und Linearisierung hingen unmittelbar zusammen. Man bedenke, daß schon beim Intransitivum ein Teil dieses ikonischen Bezuges fehlt; er ist überhaupt nicht gegeben in Fällen, wo das Subjekt eine andere Kasusrolle hat als CAUSAL, etwa EXPERIENCER (in *Pierre aime Marie* ist eher Marie die Ursache der Liebe als Pierre).

Von der *syntaxe* wird die *construction* begrifflich strikt geschieden. Du Marsais unterscheidet drei Arten davon: *construction simple*, *construction figurée* und *construction usuelle*. Wenn die Tiefenstruktur der *syntaxe* sich rein und unmittelbar in der Oberflächenlinearisierung niederschlägt, hat man es mit der *construction simple* zu tun; den Gegenpol dazu bildet die *construction figurée*, bei der es um individuelle, stilistisch markierte Abweichung von dieser Grundordnung geht. Die *construction usuelle* stellt gleichsam einen Kompromiß zwischen den Extrempolen dar: sie ist ebenfalls eine Abweichung von der Grundordnung, aber eine solche, die in der Sprachgemeinschaft insgesamt, nicht nur bei bestimmten Individuen, üblich und geläufig ist. Das Epi-

theton „natürlich“ gebührt selbstverständlich der einfachen Konstruktion, denn sie basiert auf dem als einheitlich angenommenen Sinn, den die universale Vernunft konzipiert hat:

Que celui qui parle employe ce que l'art a de plus séduisant pour nous plaire, et de plus propre à nous toucher, nous applaudirons à ses talents; mais son premier devoir est de respecter les regles de la construction simple, et d'éviter les obstacles qui pourroient nous empêcher d'y réduire sans peine ce qu'il nous dit. Comme partout les hommes pensent, et qu'ils cherchent faire connoître la pensée par la parole, l'ordre dont nous parlons est au fond uniforme partout: et c'est encore un autre motif pour l'appeler naturel.

(Du Marsais, l. c., p. 74b; auch bei Monreal-Wickert 1977 : 126)

In einer Sprache wie dem Lateinischen ist allerdings die Abweichung so „natürlich“, so selbstverständlich geläufig, daß man dort die *construction figurée* als „sozusagen natürlich“ bezeichnen könnte; Sprachen mit Kasusflexion sind flexibel, die Abweichung von der logischen Universalstellung wird nicht als etwas Ungewöhnliches empfunden. Nach diesem Kriterium schält sich der Ansatz zu einer positionstypologischen Klassifikation der Sprachen heraus, der nicht von Du Marsais selbst, sondern von Abbé Gabriel Girard im Jahre 1747 systematisch verfolgt worden ist (s. u. IV, 4.2.3.3).

4.2.2.3. Du Marsais als Semantiker

Zum Abschluß dieses Kapitels über Du Marsais sei noch auf einen Aspekt seines Werkes hingewiesen, der mit der Wortstellungsdebatte direkt nichts zu tun hat. Er ist nicht nur derjenige, der den Gedanken einer Trennung von syntaktischer Tiefen- und Oberflächenstruktur aus vorangegangenen Ansätzen heraus systematisiert hat, vielmehr gilt dasselbe auch bezüglich der Semantik. Er ist meines Wissens der erste, welcher die Semantik als eine eigenständige und notwendige Teildisziplin innerhalb der Linguistik konzipiert hat. Er hatte von dieser Disziplin einen klaren Begriff, wenn auch noch nicht einen eigenen Terminus (bekanntlich hat erst Bréal mit seinem Werk von 1897 den Ausdruck *sémantique* aus der Taufe gehoben). Der Semantik ist dasjenige Werk gewidmet, das seinen Ruhm bei den Zeitgenossen eigentlich erst begründet hat: die 1730 erschienene Abhandlung *Des tropes ou des différens sens dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue*. Die *τρόποι* (griechisch „Wendungen“) sind alle Arten von semantisch abweichendem Wortgebrauch, al-

so Metapher und Metonymie mit ihren Spielarten, figurative Verwendung etc. Du Marsais stellt die Bedeutungslehre als autonome Disziplin dar und trennt sie ausdrücklich von der Etymologie, mit der sie bis dahin meist zusammen behandelt worden war. Sein Postulat einer so aufgefaßten Semantik formuliert er folgendermaßen:

...la connaissance des différents sens dans lesquels un même mot est employé dans une même langue. La connaissance de ces différents sens est nécessaire, pour avoir une véritable intelligence des mots, en tant que signes de nos pensées: ainsi j'ai cru qu'un traité sur ce point appartenait à la grammaire.

(Du Marsais 1730 (1971) : IVf)

Der Ausgangspunkt der Überlegungen zu dieser linguistischen Disziplin ist für Du Marsais derselbe wie bei der Syntax: der Kontrast zwischen der Einfachheit des Französischen und der stilisierten Künstlichkeit des Lateinischen. Die „Tropen“ sind ja zunächst einmal rhetorische Figuren, die in den Werken der klassischen Autoren Anwendung fanden und von den Grammatikern der Antike systematisch dargestellt worden sind. Allerdings wird diese empirische Ausgangsbasis dann von Du Marsais sogleich generalisiert: aus dem soeben genannten Kontrast wird nicht nur das Programm einer allgemeinen Syntax, sondern auch das einer allgemeinen Semantik hergeleitet. Du Marsais betont immer wieder, daß die semantischen Figuren keineswegs nur etwas Hochliterarisches, vielmehr etwas ganz Übliches und Alltägliches darstellen:

En éfet, je suis persuadé qu'il se fait plus de figures un jour de marché à la halle, qu'il ne s'en fait en plusieurs jours d'assemblées académiques. Ainsi, bien loin que les figures s'éloignent du langage ordinaire des homes, ce seroit, au contraire, les façons de parler sans figures qui s'en éloigneroient, s'il étoit possible de faire un discours où il n'y eût que des expressions non figurées.

(Du Marsais 1730 (1971) : 16)

Dementsprechend ist es Aufgabe einer linguistischen Semantik, sich nicht nur mit den abweichenden Bedeutungen einiger weniger Wörter bei klassischen Dichtern zu befassen, sondern mit allen Wörtern der Alltagssprache, gerade auch mit den allergebräuchlichsten:

Il n'y a peut-être point de mot qui ne se prène en quelque sens figuré, c'est-à-dire, éloigné de sa signification propre et primiti-

ve. Les mots les plus comuns et qui reviennent souvent dans le discours, sont ceux qui sont pris le plus fréquemment dans un sens figuré, et qui ont un plus grand nombre de ces sortes de sens: tels sont corps, ame, tête, couleur, avoir, faire, etc.

(Du Marsais 1730 (1971) : 43)

Es ist sicher nicht unangebracht, Du Marsais als den Ahnherrn der modernen linguistischen Semantik zu bezeichnen. Nicht nur die Sprachpädagogik, nicht nur die Syntax, auch die Bedeutungslehre verdankt seinem Denken entscheidende Impulse.

4.2.3. Nicolas Beauzée, *encyclopédiste* und Vollender der Universalgrammatik

4.2.3.1. Universalienforschung in Theorie und Empirie

Ihren Höhepunkt erreichte die universalistische Sprachbetrachtung im Europa des 18. Jahrhunderts bei Nicolas Beauzée (vgl. Bartlett 1975, Wilmet 1981 und Dominicy 1981), vor allem in seinem großangelegten Hauptwerk von 1767, das den folgenden kennzeichnenden Titel trägt: *Grammaire générale ou exposition raisonnée des éléments nécessaires du langage, pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues*. Der Bezug auf die Grammatik von Port-Royal ist bereits im Titel unübersehbar. Beauzées Werk vollendet, was bei Sanctius, den Autoren von Port-Royal, bei Du Marsais und anderen Autoren des frühen 18. Jahrhunderts angelegt war; er bringt die Synthese des zuvor Gedachten und führt es in seinen Formulierungen zu einer bis dahin nicht erreichten begrifflichen Klarheit. Andererseits ist Beauzée so konsequent und absolut auf den universalistischen Ansatz eingeschworen wie kein Autor vor ihm. Mit geradezu bohrender Intensität betont er wieder und wieder den universalen Charakter der auf der Vernunft beruhenden menschlichen Sprachfähigkeit, dem gegenüber alle oberflächenstrukturell bedingten Unterschiede zwischen den Einzelsprachen völlig zweitrangig sind. Dem Werk vorangestellt ist ein Motto von Martial, das in dichterischer Form dasselbe aussagt wie das im Verlaufe dieser Darstellung mehrfach zitierte Diktum vom Roger Bacon: *Vox diversa sonat, populorum est vox tamen una*. Beauzée ist ein Aufklärer im wörtlichsten Sinn, ein Illuminist: es ist das Licht der Vernunft, das allen Menschen gemeinsam ist, das alle Nationen gleichermaßen erleuchtet und vor dem es keine Unterschiede des Standes oder der Rasse gibt. Wenige Jahre vor dem Ausbruch der großen Revolution

finden wir bei Beauzée, angewendet auf die Sprachtheorie, den Kult der Vernunft, der zum Postulat der radikalen Gleichheit aller Menschen führt:

Cette règle est sûre, parce qu'elle est immuable comme la nature même de l'intelligence humaine, qui en est la source & le principe, dont les procédés sont les mêmes dans tous les individus de tous les lieux & de tous les temps, & qui est dans tous une émanation de la raison immuable & souveraine, de cette lumière véritable qui éclaire tout homme venant en ce monde.

(Beauzée 1767 (1974) : II, 467)

Der Kult der Vernunft manifestiert sich im Bibelzitat, in dem das Licht des Logos vergöttlicht wird (Joh. 1, 9).

Wie kein anderer Sprachtheoretiker vor ihm insistiert Beauzée darauf, daß die Grammatik eine Wissenschaft ist, und nicht etwa eine bloße Kunst. Wiederholt hatten wir gesehen, wie diese aus der scholastischen Tradition stammende Begriffsopposition von den universalistischen Sprachtheoretikern verwendet worden ist: nur eine allgemeine Grammatik ist wissenschaftlich, nur sie erhebt sich über die Zufälligkeit und Willkür der einzelsprachlichen Grammatik. Die Regeln einer einzelsprachlichen Grammatik kann man nur erlernen; diejenigen der Universalgrammatik kann man *more geometrico* beweisen und verstehen. Wie Louis Hjelmslev in unserem Jahrhundert betont hat, wird die Linguistik erst durch die Einbeziehung der universalistischen Perspektive zu einer wirklichen Wissenschaft (Hjelmslev 1963 (1968) : 113); diese universalistische Perspektive setzt für Hjelmslev ebenso wie für Beauzée die Sprachtypologie notwendig voraus. Universalismus kann ohne typologischen Vergleich nicht gedacht werden. Dies gilt für die Linguistik des 18. Jahrhunderts genauso wie für die heutige.

Den Zusammenhang zwischen Universalismus und Wissenschaftlichkeit hat Beauzée mit unübertrefflicher Klarheit formuliert:

La Grammaire générale est une science, parce qu'elle n'a pour objet que la spéculation raisonnée des principes immuables et généraux du Langage. Une Grammaire particulière est un art, parce qu'elle envisage l'application pratique des institutions arbitraires & usuelles d'une langue particulière aux principes généraux du Langage. La Science grammaticale est antérieure à toutes les langues, parce que ses principes ne supposent que la possibilité des langues,

qu'ils sont les mêmes que ceux qui dirigent la raison humaine dans ses opérations intellectuelles, en un mot qu'ils sont d'une vérité éternelle. L'art grammatical au contraire est postérieur aux langues, parce que les usages des langues doivent exister avant qu'on les rapporte artificiellement aux principes généraux du Langage, & que les systèmes analogiques qui forment l'art ne peuvent être que le résultat des observations faites sur les usages préexistants.

(Beauzée 1767 (1974) : I, Xf)

Diese grammatische Wissenschaft zielt auf die Natur der Sprache, die von den Menschen ohne Reflexion und ohne Rückgriff auf logische Feinheiten gebraucht wird, die aber letztlich auf der dem Menschen eingeborenen Vernunft beruht. Das alltägliche Sprechen funktioniert natürlich auch ohne wissenschaftliche Analyse; insofern hat die *science grammaticale* auf den ersten Blick gesehen keinen praktischen Nutzen. Aber zunächst einmal ist dies noch kein Argument gegen sie, denn Aufgabe des Philosophen ist es ja, zur reinen Erkenntnis des von ihm Angeschauten zu gelangen, ohne nach Nützlichkeit zu fragen. In dieser Perspektive ist die grammatische Wissenschaft eine Metaphysik; auch die metaphysische Erkenntnis ist ja für das Funktionieren der Physik nicht erforderlich. Das Programm einer auf Erkenntnis des Wesens der Sprache zielenden Wissenschaft könnte man auch heute nicht knapper und präziser formulieren als Beauzée dies getan hat:

La Métaphysique grammaticale n'est rien autre chose que la nature du Langage mise à découvert, constatée par ses propres faits, & réduite à des notions générales.

(Beauzée 1767 (1974) : I, XXX)

Außerdem kann man sich sehr wohl auch eine Nutzenanwendung eines solchen Systems vorstellen, und zwar im Bereich des Fremdspracherwerbs: wenn man die Prinzipien von Sprache schlechthin verstanden hat, wird das Erlernen fremder Sprachen zum Kinderspiel:

j'ai donc lieu d'espérer qu'il pourra sortir de cet ouvrage une méthode simple, aisée, courte & uniforme, pour servir d'introduction à l'étude de toutes les langues.

(Beauzée 1767 (1974) : I, XXXVIII)

Aus diesen Worten spricht ein gewisser naiver Optimismus, der für die Zeit charakteristisch ist. Zwar hatte die Breite der Kenntnis einzelsprachlicher Verschiedenheit gegenüber den Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts unterdessen beträchtlich zugenommen, dennoch war

man noch weit davon entfernt, die reale Variationsbreite menschlicher Sprache auch nur zu ahnen. An dem - vielleicht letztlich utopischen, jedenfalls nur in asymptotischer Annäherung erreichbaren - Ziel einer einheitlichen Beschreibung aller Sprachen arbeitet die Linguistik bis heute.

Trotz aller Vorarbeiten, die in der Tradition der Universalgrammatik geleistet worden sind und auf die sich Beauzée ausdrücklich bezieht (von Sanctius über Port-Royal bis Du Marsais), erscheint sie ihm immer noch als ein weitgehend unerforschter Kontinent, in dem er sich als Pionier bewegt:

La Grammaire est en effet une vaste région, qui n'est, pour ainsi dire, qu'aperçue: on n'en a guères connu jusqu'à présent que ce que les anciens géographes connoissoient de la terre; quelques-unes des contrées habitables, déterminées par des positions fausses & dépendantes d'une figure inalliable avec les phénomènes observés depuis. On peut donc y faire encore de nombreuses & d'utiles découvertes. Sans prétendre me singulariser, j'ai pris une route qu'on n'avoit pas encore essayée, quoique bien des indices la désignassent comme la meilleure.

(Beauzée 1767 (1974) : XXVII f)

Seine Methode besteht darin, Beobachtungsdaten aus möglichst vielen und möglichst unterschiedlichen Sprachen zu sammeln und die hieraus gewonnenen Erkenntnisse zu verallgemeinern und begrifflich zu präzisieren. Das wirklich Neue bei Beauzée ist die systematische Einbeziehung einer bis dahin unbekanntem Zahl exotischer Sprachen. Seine Universalienforschung ist nicht abstrakt und spekulativ; sie ist empirisch fundiert. Nur die Beobachtung konkreter Daten führt zur Gewißheit:

Ces principes, en eux-mêmes, sont déterminés & invariables: mais par rapport à nous, ils sont, comme les objets de toutes nos recherches, environnés de ténèbres, de doutes, d'incertitudes; la voie de l'observation & de l'expérience est la seule qui puisse nous mener à la vérité.

(Beauzée 1767 (1974) : XIV)

Ogleich er sich in der Tradition des cartesianischen Rationalismus weiß, sieht Beauzée die reine, nicht empirisch kontrollierte Spekulation als gefährlich an; eher als Descartes ist darum Newton sein Vorbild, denn dieser verifizierte seine Hypothesen auf experimentellem Wege.

Ebensowenig wie die Physik ohne Experimente ist die grammatische Wissenschaft ohne ein möglichst breites empirisches Datenfundament denkbar. Daher hat Beauzée alle einzelsprachlichen Grammatiken ausgewertet, derer er habhaft werden konnte. Er hat mit dem bei Campa-nella erstmals auftauchenden Postulat nach der systematischen Einbeziehung auch außereuropäischer Sprachen als erster wirklich ernstgemacht. Universalgrammatik muß von Einzelsprachen ausgehen, und so berücksichtigt Beauzée Grammatiken nicht nur der romanischen und der klassischen Sprachen, nicht nur des Hebräischen und Aramäischen, sondern auch etwa des Irischen, Walisischen, Schwedischen, Chinesischen, und sogar des Lappischen und des Quechua (*langue péruvienne*). Hierbei übernimmt er keineswegs unesehen, was die jeweiligen Grammatikautoren geschrieben haben; vielmehr unterwirft er ihre Darstellung einer kritischen Analyse, die ihre Berechtigung der Einsicht in die Zusammenhänge der Universalgrammatik bezieht. Auf diese Weise durchdringen und befruchten sich Empirie und Theorie wechselseitig: ohne Empirie gleitet die Theorie in haltlose Spekulation ab; und ohne Theorie bleibt die Empirie in einem verworrenen Dickicht konkreter Details stecken. Auf welche Weise sich der universalistisch orientierte Sprachtheoretiker partikularistische Grammatiken einzelner Sprachen zunutze machen sollte, könnte man auch heute nicht klarer und präziser formulieren als Beauzée:

Sans renoncer aux vûes lumineuses qui s'y/sc. in den einzelsprachlichen Grammatiken/ trouvent éparses comme au hasard, j'y ai plutôt cherché des faits que des principes. Je me suis tenu en garde contre les surprises des préjugés, contre les illusions de l'aveugle routine, contre les assertions vagues & et non prouvées, contre les règles hasardées, contre les systèmes calqués sans modification d'une langue sur une autre: en un mot, j'ai moins compté sur les définitions & les règles des grammairiens, que sur l'analyse même des exemples qu'ils me mettoient sous les yeux.

(Beauzée 1767 (1974) : I, XV f)

4.2.3.2. Das Linearitätsproblem in Linguistik und Erkenntnistheorie

Das Kardinalproblem der Sprache, für das die einzelsprachlichen Grammatiken immer wieder eine Antwort finden müssen, ergibt sich notwendig aus ihrer fundamentalen materiellen Eigenschaft: ihrer Linearität. Sprache dient der Mitteilung von Gedanken in einem sinnlichen Medium; sie repräsentiert, cartesianisch gesprochen, die *res cogitans* in der *res extensa*. Das Denken ist an sich unteilbar; ein gedanklicher

Komplex stellt etwas Ganzes dar, eine an sich unzerlegbare Einheit. Sprache ist wesentlich ein Mechanismus zur Repräsentation der Zerlegung dieser Einheit; der Komplex wird linearisiert. Der unsinnliche Gedanke muß in lineare Ketten aus physischen Elementen (Lauten, Buchstaben...) überführt werden, um kommunizierbar zu werden. Dies kann jedoch nicht unmittelbar geschehen; von dem einen und unteilbaren Gedanken führt kein direkter Weg zu der analytischen Abfolge von Lauten und Satzgliedern. Zwischen beides muß vielmehr zunächst die logische Analyse treten. Sie ist es, die den Gedanken gleichsam vorverdaut, ihn katalysiert, damit er am Ende in sinnlich übermittelbare Ketten materieller Elemente überführt werden kann. Sowohl der ungeteilte Grundgedanke selbst als auch seine zunächst noch unsinnliche Zerlegung mit Hilfe der Logik sind im Bereich des Universalen angesiedelt. Erst mit der Transformation des logisch analysierten Gedankens in spezifische Lautketten gelangt man in das Gebiet der einzelsprachlichen Variabilität. Beauzée entwirft also ein dreifach geschichtetes Bild von der Sprache: ihren eigentlichen Kern macht die unteilbare Einheit des cartesianisch aufgefaßten unsinnlichen Denkens aus; darüber lagert sich die Schicht der logischen Analyse, die auf der universalen, bei allen Menschen gleich ausgeprägten Vernunft beruht; der logisch zerlegte Gedanke kann dann schließlich in je einzelsprachlich gebundener Weise in kommunizierbare Lautketten überführt werden. Der unmittelbar wahrnehmbaren Linearität des realen sprachlichen Zeichens geht also die nur der Reflexion sich erschließende Linearität der logischen Analyse voraus. Das Kernproblem der Sprachtheorie ist es, laut Beauzée, die Beziehungen zu ermitteln, die zwischen diesen beiden Linearisierungen bestehen. Inwieweit entspricht oder widerspricht die einzelsprachlich-oberflächenstrukturelle Linearisierung der universell-tiefenstrukturellen Linearisierung der logischen Analyse? Besteht zwischen beiden ein ikonisches Verhältnis (im Sinne der modernen Semiotik)? Bildet die Linearität der Sprache die Linearität des logisch zerlegten Gedankens ab oder nicht?

Natürlich gewinnt in dieser Perspektive die Frage nach der natürlichen Wortfolge eine Bedeutung, die über den Rahmen der Syntax als einer spezialisierten linguistischen Teildisziplin weit hinausweist; sie wird zu einem philosophischen Grundsatzproblem. Spätestens mit Beauzée wird die Wortstellungsfrage zu einem Zentralproblem der Metaphysik und Erkenntnistheorie. Die leidenschaftliche Debatte um *ordre naturel* und *inversion*, welche die Aufklärungslinguistik in Frankreich beherrscht hat, ist zwar hervorgegangen aus pädagogischen Überlegun-

gen zum typologischen (und daher im Unterricht schwer vermittelbaren) Kontrast zwischen dem Lateinischen mit seiner freien Wortfolge und dem in dieser Hinsicht besonders rigiden Französischen. Aus diesen Anfängen ist sie jedoch herausgewachsen; von Beauzée wurde sie auf ein hohes philosophisches Niveau gehoben. An dem soeben charakterisierten typologischen Kontrast zwischen zwei Einzelsprachen wird das Grundproblem des Verhältnisses von Sprache und Denken festgemacht. Die Inversion der natürlichen Ordnung ist der Prüfstein für eine Sprachphilosophie, die konsequent von einzelsprachlichen Zufälligkeiten abstrahiert und auf universale Grundstrukturen ausgerichtet ist.

Der soeben charakterisierte Grundansatz Beauzées durchzieht sein gesamtes Werk; er wird von ihm immer wieder neu formuliert. Besonders prägnant und klar kommt der Gedanke der dreifachen Schichtung in den folgenden einleitenden Bemerkungen zu dem Kapitel über die „analytische Konstruktion“ (dazu gleich Näheres) zum Ausdruck:

quoique la pensée, opération purement spirituelle, soit par là même indivisible; la Logique, par le secours de l'abstraction, vient pour-tant à bout de l'analyser en quelque sorte, en considérant séparément les idées différentes qui en sont l'objet, & les relations que l'esprit aperçoit entre elles. C'est cette analyse de la pensée, qui est l'objet naturel & immédiat de l'image sensible que la parole doit produire dans toutes les langues.

(Beauzée 1767 (1974) : II. 467)

Dieser Begriff des „Abbilds“ wird von Beauzée wieder aufgenommen und im Sinne dessen, was man heute als „Ikonismus“ bezeichnen würde, weiter ausgebaut: ein Bild ist um so höher zu bewerten, je getreuer es das wiedergibt, was es darstellen soll; dementsprechend gibt es auch in der Sprache Grade der Abbildungstreue gegenüber dem Original, nämlich dem logisch analysierten Denken. Die Sprache „malt“ den Gedanken:

La parole ... doit peindre la pensée & en être l'image; mais la pensée étant indivisible ne peut être par elle-même l'objet immédiat d'aucune image, parce que tout image suppose des parties assorties & proportionnées. C'est donc l'analyse logique de la pensée qui peut seule être figurée par la parole. Or il est de la nature de toute image de représenter fidèlement son original:

ainsi la nature du Langage exige qu'il peigne exactement les idées objectives de la pensée & leurs relations.

(Beauzée 1767 (1974) : II, 472)

Diejenige Ordnung, welche die Ordnung der logischen Analyse rein und unverfälscht widerspiegelt, wird von Beauzée folgerichtig *ordre analytique* genannt. Modern gesprochen könnte man sagen, daß der *ordre analytique* die positionell geregelte universale syntaktische Tiefenstruktur darstellt. Wie manche (nicht alle!) Vertreter der Generativen Transformationsgrammatik nimmt also Beauzée den Standpunkt ein, die Tiefenstruktur weise eine feste Satzgliedfolge auf; diese These folgt notwendig aus seinem Denkansatz. Die Universalgrammatik hat lediglich die Aufgabe, diese Tiefenstruktur und gegebenenfalls deren Stellvertreter in Form der Kasusendungen darzustellen; alle stilistisch und ästhetisch bedingten Abweichungen, die in realen Äußerungen beobachtet werden können, gehören nicht zum Aufgabenbereich der Grammatik, die mit Dichtungslehre und Rhetorik nichts zu tun hat. Diese Position markiert den absoluten Gegenpol zu der einige Jahrzehnte zuvor in Neapel entwickelten *scienza nuova* von Giambattista Vico. Die Stellungnahme zu diesem umstrittenen Problem bei Beauzée könnte deutlicher nicht sein:

La Grammaire n'est chargée que de dessiner l'analyse de la pensée; elle doit, pour ainsi dire, lui faire prendre un corps, lui donner des membres, & les placer; mais elle n'est point chargée de colorier son dessein; c'est l'affaire de l'art oratoire.

(Beauzée 1767 (1974) : II, 474)

(Es ist bemerkenswert, daß selbst der strenge Rationalist Beauzée zum klaren Ausdruck seiner Gedanken Metaphern zu benötigen scheint!)

Nun gibt es nicht nur individuelle Abweichungen, im Sinne der *inversion*, von dem als universal angenommenen *ordre analytique*, vielmehr unterscheiden sich die Sprachen auch generell durch die Verfahren voneinander, mittels derer der *ordre analytique* an der Oberfläche realisiert wird. Die direkte Nachbildung erfolgt durch die Stellung der Satzglieder; da die logische Analyse des Denkens primär als Linearisierung begriffen wird, ist eine entsprechende Linearisierung der sprachlichen Oberflächenstrukturen maximal ikonisch. Der vielleicht einschneidendste Unterschied zwischen dem Ansatz eines Aufklärungsphilosophen wie Beauzée und den in der heutigen Linguistik dominierenden Auffassungen liegt darin, daß für die *grammairiens-phi-*

losophes des 18. Jahrhunderts die Stellung die primäre Gegebenheit war: semantisch-syntaktische Relationen wurden positionell aufgefaßt. Heute tendiert man hingegen eher dazu, die semantische Beziehung als das Primäre anzusehen und die Position - mit all ihrer typologischen Variabilität - als eines unter vielen Mittel zum Ausdruck dieser Beziehung aufzufassen. Dementsprechend würde ein heutiger Linguist wohl eher dazu neigen, die grammemische Kasusmarkierung, nicht jedoch die Wortstellung, als den primären Ausdruck der Fundamentalrelation anzusehen. Ganz sicher gilt dies für die Romanistik, wo es von Anfang an, das heißt seit Beginn des 19. Jahrhunderts, eine selbstverständlich geläufige Vorstellung war, die Kasusendungen des Lateinischen seien durch die feste Wortstellung des Romanischen „ersetzt“ worden, genauer, der lautliche Verfall dieser Endungen habe das Festwerden der Wortstellung bewirkt. Ebendiese Vorstellung wäre für einen rationalistischen Linguisten des 18. Jahrhunderts inakzeptabel oder sogar unverständlich. Für ihn ist zum einen die Welt der Sprache, ebenso wie die Welt im allgemeinen, noch etwas im Grunde Statisches, trotz allen Fortschrittsglaubens; der Evolutionsgedanke und der daraus resultierende Historismus hatten noch nicht Fuß gefaßt. Zum andern war von den Sprachtheoretikern in der cartesianischen Denktradition die Universalität der natürlichen oder analytischen Wortfolge zum Dogma erhoben worden. Das Verhältnis von Lateinisch und Romanisch stellt sich daher für diese Linguisten so dar, daß die romanischen Sprachen die universale Tiefenstruktur unmittelbar an der Oberfläche abbilden, während das Lateinische, aus welchen Gründen auch immer, diese Struktur an der Oberfläche verfremdet und daher Platzhalter in Gestalt der Kasusendungen benötigt. Die Verhältnisse wurden also praktisch umgekehrt gesehen: nicht der Verfall der Endungen bewirkte das Festwerden der Stellung, sondern das Bedürfnis nach freier und variabler Stellung machte den Gebrauch der Kasusendungen erforderlich. Eine Aussage, aus der dieser Grundansatz sehr deutlich wird, ist die folgende:

le dessein de l'analyse de la pensée est suggéré partout par la nature; puisque les procédés de tous les idiômes se rapportent à l'ordre analytique, ou en le suivant parallèlement, ou en admettant des terminaisons qui en portent l'empreinte.

(Beauzée 1767 (1974) : II, 474)

4.2.3.3. Entwurf einer Sprachtypologie

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, mündet eine solche Auffassung in eine Klassifikation der Sprachen nach einem einheitlichen strukturellen Kriterium; mit anderen Worten, in eine Sprachtypologie. Man weiß heute, vor allem auf Grund der Arbeiten der Coseriu-Schülerin Monreal-Wickert, daß die Anfänge der Klassifikation der Sprachen nach strukturellen Kriterien nicht, wie früher angenommen, bei den Gebrüdern Schlegel liegen, sondern im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Bereits 20 Jahre vor Beauzées großangelegter Synthese und 61 Jahre vor Friedrich Schlegels *Über die Sprache und Weisheit der Indier* war 1747 in Paris ein Werk erschienen, in dem der erste Versuch einer, modern gesprochen, typologischen Klassifikation der Sprachen enthalten ist: *Les vrais principes de la langue française* des Abbé Girard (vgl. Gauger 1973, Monreal-Wickert 1976, Kaltz 1980). Als Vertreter des rationalistischen Universalismus ging Girard von der universellen Gültigkeit des *ordre naturel* aus und unterteilte die Sprachen in solche, die diese Ordnung unmittelbar abbilden, und solche, bei denen dies nicht der Fall ist. Die ersten nennt er *langues analogues*, die anderen *langues transpositives*, eben weil sie dem *ordre naturel* analog sind oder aber ihn transponieren (Girard 1747 : I, 23f). Übrigens nimmt Girard außer der Wortfolge noch die Existenz oder Nicht-Existenz des Artikels als typologisches Kriterium an; damit sieht er sich gezwungen, eine dritte, eine Mischklasse von Sprachen anzunehmen (*langues mixtes* oder *amphilogiques*), in welchen sowohl Artikel als auch Kasusendungen vorkommen, so wie etwa im Deutschen und Griechischen. So taucht bereits bei dem ersten Entwurf einer Sprachtypologie das später wohlvertraute Dilemma auf, daß, sobald einer Klassifikation mehr als ein einziges Kriterium zugrunde gelegt wird, keine eindeutige Zerlegung in zwei separate Klassen mehr möglich ist.

Beauzée hat diesen sprachtypologischen Ansatz von Girard übernommen und ihn sowohl in seinem *Encyclopédie*-Artikel „Langue“ als auch in dem Werk von 1767 referiert. Ich führe hier nur den entsprechenden Passus aus der *Grammaire générale* an:

X *il n'y a que deux moyens par lesquels l'influence de l'ordre analytique puisse devenir sensible dans l'énonciation de la pensée par la parole. Le premier, c'est d'assujettir les mots à suivre, dans l'élocution, la gradation même des idées & l'ordre analytique. Le second, c'est de faire prendre aux mots des inflexions qui caractérisent leurs relations à cet ordre analytique, & d'en abandonner*

ensuite l'arrangement dans l'élocution, à l'influence de l'harmonie, au feu de l'imagination, l'intérêt, si l'on veut, des passions. Voilà le fondement de la division des langues en deux espèces générales, que l'abbé Girard appelle analogues & transpositives.

(Beauzée 1767 (1974) : II, 468)

Wichtig für den hier verfolgten Zusammenhang ist hier vor allem die Einsicht, daß man vom Ansatz eines cartesianisch konzipierten sprachtheoretischen Universalismus aus mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zum typologischen Sprachvergleich und zur typologischen Klassifikation gelangt. Von den beiden Hauptströmungen der partikularistischen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, der dominanten des genetischen Vergleichs und der sekundären des typologischen Vergleichs, hat die letztgenannte ihre Wurzeln in der rationalistisch-universalistischen Sprachbetrachtung der französischen Aufklärung. Das Postulat einer universalen Tiefenstruktur muß notwendigerweise ergänzt werden durch eine Theorie, die der real beobachtbaren Vielgestaltigkeit der Oberflächenstrukturen gerecht wird, indem es sie auf die einheitliche Tiefenstruktur als *tertium comparationis* bezieht.

Es sei noch erwähnt, daß für die universalistischen Sprachtheoretiker des 18. Jahrhunderts die syntaxtypologische Divergenz zwischen den Sprachen tatsächlich das einzige vorstellbare Kriterium für deren Klassifikation darstellte; eine genetische Klassifikation lag außerhalb ihres Denkhorizontes. So lehnt Beauzée in seinem Artikel „Langue“ in der *Encyclopédie* den Gedanken eines Zusammenhangs der romanischen Sprachen mit dem Lateinischen ausdrücklich ab. Zwar läßt sich, so Beauzée, eine Ähnlichkeit des Wortschatzes nicht ableugnen; das in der Syntax, der Wortfügung, dem Artikel- und Hilfsverbsystem sich ausdrückende *génie de la langue* ist indessen so grundverschieden, daß er hier keinerlei Verwandtschaft zu entdecken vermag:

X *s'il n'y a entre deux langues d'autre liaison que celle qui naît de l'analogie des mots, sans aucune ressemblance de génie; elles sont étrangères l'une à l'autre: telles sont la langue espagnole, l'italienne et la française à l'égard du latin.*

(Beauzée 1765 : IX, 262f)

Je nach dem eingenommenen Standpunkt erscheint das Verhältnis zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen entweder als polarer typologischer Kontrast oder als genetisch-historische Kontinuität.

tät. Beide Perspektiven wurden von der Sprachwissenschaft des 19. und des 20. Jahrhunderts systematisch weiterentwickelt.

4.2.3.4. Ansätze einer universalistischen Empirie: das Kasusproblem

Kehren wir zum Abschluß nochmals zu der Frage der Methodik zurück. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß bei Beauzée die Überlegungen zur Universalgrammatik nicht als bloße Spekulationen gleichsam im luftleeren Raum stehen; sie gründen sich vielmehr auf eine für die Epoche erstaunlich breit angelegte empirische Datenbasis. Beauzées Universalienforschung ist empirisch fundiert. Natürlich steht auch bei ihm der traditionelle Vergleich zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen im Vordergrund. Die Erfahrung dieses typologischen Kontrastes war ja über Jahrhunderte hinweg das sprachliche „Urerlebnis“, das jeder Gebildete bereits in seiner Kindheit machte, so daß es nicht verwundert, daß die sprachtheoretische Reflexion immer wieder auf diesen Ausgangspunkt Bezug nimmt. Beauzée bleibt jedoch, im Unterschied zu vielen anderen, hierbei nicht stehen, vielmehr bemüht er sich, im Rahmen seiner Möglichkeiten, durch die Konsultation möglichst vieler und breit gestreuter Grammatiken, ein umfassenderes und darum zutreffenderes Bild von der tatsächlichen Vielfalt des menschlichen Sprachbaus zu gewinnen. Gewiß waren die Kenntnisse noch überaus lückenhaft und rudimentär; die großen Überblickswerke über die Sprachen der Menschheit von Hervás y Panduro (1784), von Pallas (1786 - 1787) sowie von Adelung und Vater (1806 - 1817) kamen erst ein bis zwei Generationen später. Dennoch, oder gerade deswegen ist die Leistung von Beauzée bezüglich der Berücksichtigung nicht-europäischer Sprachen anzuerkennen. Zu welchen andernfalls verschlossenen Einsichten er dadurch gelangen konnte, sei nun noch am Beispiel der allgemeinen Kasustheorie aufgezeigt.

Ausgangspunkt der Reflexion ist die These von Sanctius, die sechs Kasus des Lateinischen seien natürlich und daher universell (*In omni porro nomine natura sex partes constituit; quoniam haec casuum partitio naturalis est, in omni item idiomate tot casus reperiri fuerit necesse*, Minerva I, VI). Diese These unterzieht er einer eingehenden empirischen Prüfung. Hierbei werden nicht nur die modernen westeuropäischen Sprachen (Romanisch, Englisch) herangezogen, in denen Kasusunterscheidungen nur beim Pronomen, nicht aber beim Nomen gemacht werden; vielmehr geht er auch auf semitische Sprachen sowie auf das Baskische, das Quechua und das Lappische ein. Er stellt unter

anderem fest, daß für das Arabische drei, für das Lappische aber vierzehn Kasus gezählt werden, und kommt so ganz natürlich zu dem Schluß, daß Zahl und Art der morphologisch unterschiedenen Kasus eine Angelegenheit der Oberflächenstruktur sei; nur in der Tiefenstruktur, im als universal vorausgesetzten *ordre analytique*, gibt es Relationen, die nicht einzelsprachlich bedingt sind, nämlich die „*différents rapports des noms à l'ordre de l'énonciation*“ (1767 (1974) : II, 161). Mit diesem Theorieansatz sind mehrere für die Geschichte des sprachwissenschaftlichen Denkens wichtige Neuerungen verbunden: - Erstmals wird mit dieser begrifflichen Klarheit und Schärfe zwischen Form und Funktion unterschieden, wodurch es möglich wird, das Prokrustesbett der lateinischen Schulgrammatik bei der Beschreibung anderer Sprachen zu verlassen, ohne den Verlust eines universalen Bezugsrahmens befürchten zu müssen. - Zugleich wird man auch den Besonderheiten der Einzelsprache besser gerecht, wenn ausdrücklich anerkannt wird, daß ein Genitiv, ein Dativ, ein Akkusativ von Sprache zu Sprache durchaus im Detail unterschiedlich gebraucht werden kann; in der hierbei sich abzeichnenden dialektischen Bewegung vom Universalen zum Partikularen und vom Partikularen wieder zum Universalen kann man eine erste Ausprägung der erst in unserem Jahrhundert systematisch ausgeformten Unterscheidung des onomasiologischen und des semasiologischen Ansatzes erkennen. - Schließlich werden in dem Begriff „*ordre de l'énonciation*“ Ansätze zu den modernen Vorstellungen der valenzgebundenen Satzbaupläne sichtbar. All diese Einsichten sind nur möglich, weil Beauzée durch die Einbeziehung auch exotischer Sprachen sowie die unvoreingenommene Betrachtung auch der wohlbekannteren neueren Sprachen Westeuropas eine Relativierung des traditionellen, lateinisch geprägten linguistischen Weltbildes erreicht hat.

4.2.4. Voltaires Artikel *François*

Seit Ende des 17. Jahrhunderts galt es als ausgemacht, daß das Französische, die neue Universalsprache, sich durch seine enge Anlehnung an die universale natürliche Wortfolge und damit durch seine besondere Klarheit auszeichne. Spätestens seit den Beiträgen von Du Marsais zur *Encyclopédie* kann man diese Auffassung als einen gängigen Topos bezeichnen. Alle Autoren, die sich in irgendeiner Weise dem rationalistischen Ansatz zuordnen lassen, vertraten diese These. So ist es nicht verwunderlich, daß auch Voltaire in seinem Artikel „*François*“, den er 1756 zu dem großen Gemeinschaftsunternehmen der

Encyclopédie beisteuerte, diesen Topos aufgegriffen hat. Er bezieht sich darauf in dem folgenden Passus (vgl. Vernier 1888):

X
Le génie de cette langue est la clarté & l'ordre: car chaque langue a son génie, & ce génie consiste dans la facilité que donne le langage de s'exprimer plus ou moins heureusement, d'employer ou de rejeter les tours familiers aux autres langues. Le françois n'ayant point de déclinaison, & étant toujours asservi aux articles, ne peut adopter les inversions grecques & latines; il oblige les mots à s'arranger dans l'ordre naturel des idées.

(Voltaire 1756 : XV, 340f)

Der Bezug auf die rationalistische Theorie ist hier ganz selbstverständlich; er wird von Voltaire in keiner Weise philosophisch vertieft, vielmehr werden lediglich Schlußfolgerungen bezüglich der ästhetischen Qualitäten des Französischen gezogen. Qualitäten, die es auch für andere Völker anziehend machen und somit, wie später von Rivarol ausgeführt, seine Rolle als Universalsprache begründen:

X
L'ordre naturel, dans lequel on est obligé d'exprimer ses pensées & de construire ses phrases, répand dans cette langue une douceur & une facilité qui plaît à tous les peuples. (l. c.)

Der Bezug auf die als universal angenommene natürliche Wortfolge wird bei Voltaire zur bloßen Reminiszenz; sein primäres Interesse gilt nicht der allgemeinen Form des menschlichen Denkens, sondern vielmehr der Einzelsprache Französisch. Ihr historisches Werden zeichnet er relativ detailliert und mit einem sicheren Gespür für die wesentlichen Daten nach, vor allem bezüglich der äußeren Sprachgeschichte. Immerhin kann man diesen kurzen Essay als einen der ersten Ansätze zur französischen Sprachgeschichtsschreibung betrachten. Die fraglos vorausgesetzte rationalistisch-universalistische Sprachtheorie wird also bei Voltaire zum Hintergrund einer eher schon als partikularistisch einzustufenden Fragestellung, die hier allerdings durch das Thema des Artikels von vornherein vorgegeben ist. Voltaire steht noch fest auf dem Boden des sprachtheoretischen Universalismus; dennoch kündigt sich bei ihm, wenn auch weitaus weniger deutlich als bald danach bei Rousseau, das in den Historismus einmündende neue partikularistische Denken bereits an.

4.2.5. Klarheit und Universalität des Französischen bei Rivarol

Im ausgehenden 18. Jahrhundert, in den Jahren vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, gehörte die Auseinandersetzung der romanischen Volkssprache mit dem Lateinischen längst der Vergangenheit an. Das Französische hatte auf der ganzen Front gesiegt; es war zur neuen Universalsprache Europas geworden, und zwar nicht mehr, wie das mittelalterliche Latein, als die Sprache eines längst verschwundenen einheitlichen Glaubens, sondern als die Sprache der universalen *raison*. Nicht wenig zur universalen Rolle des Französischen hat die Frankophilie des Preußenkönigs Friedrich II. beigetragen, der selbst bekanntlich so gut wie ausschließlich Französisch geschrieben hat. So ist es denn auch kein Zufall, daß die Frage nach dem Warum dieser Überlegenheit und Führungsrolle des Französischen nicht in Frankreich selbst, sondern von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin gestellt worden ist. Im Jahre 1782 erschien der Ausschreibungstext für einen Wettbewerb über eine Serie miteinander zusammenhängender Fragen, die folgendermaßen formuliert waren: *Qu'est-ce qui a fait de la Langue françoise la Langue universelle de l'Europe? Par où mérite-t-elle cette prérogative? Peut-on présumer qu'elle la conserve?* Der Preis wurde zwischen dem Deutschen Schwab und dem jungen Südfranzosen Rivarol geteilt. Europäische Berühmtheit erlangte nur der bis heute nachwirkende *Discours de l'universalité de la langue française* von Rivarol, der nach seinem ersten Erscheinen im Jahre 1784 noch zwei weitere Auflagen zu Lebzeiten des Autors erfahren hat (vgl. Ricken 1974, Ricken 1978 : 155 - 169 und Christmann 1982).

Bei Rivarol laufen noch einmal die Traditionsstränge zusammen, welche von der Spätphase des ersten Partikularismus herkommen und dann diejenige des zweiten Universalismus bestimmt haben: einerseits das Lob der Muttersprache, der friedliche Wettstreit zwischen den Sprachen Europas und die Verteidigung des Französischen gegenüber allen anderen Idiomen; und andererseits die unverrückbare Bezogenheit auf die Vernunft als den alleinigen Maßstab, an dem Sprachstrukturen gemessen werden sollen. Das Französische ist nicht mehr, wie etwa bei Robert Estienne, aus ästhetischen und literarischen Gründen überlegen; vielmehr hat Rivarol von den großen Sprachtheoretikern des Aufklärungszeitalters den Grundgedanken übernommen, daß die Einzelsprache Französisch die außereinzelsprachlichen Strukturen der Vernunft am reinsten abbilde. Rivarol hat diesen Gedanken so weit ver-

einfacht und ihn auf rhetorisch so wirksame, leicht eingängige Formeln gebracht, daß er eigentlich erst mit diesem Werk breit rezipiert wurde. Von Rivarol, nicht von Le Laboureur, Du Marsais oder Beauzée geht der im Bewußtsein vieler Menschen bis heute fest verankerte Topos aus, das Französische sei die Sprache der Klarheit und Vernunft schlechthin. Er so ist der eigentliche Propagandist des Mythologems von der *clarté du français* geworden (vgl. Mornet 1929, Kukenheim 1951 und Weinrich 1961), das seither sogar in die schulischen Lehrpläne eingedrungen ist und bis heute eine weitgehend ungebrochene Vitalität an den Tag legt. Durch die Herausnahme philosophischer Ideen aus dem gedanklichen Kontext, in dem sie ursprünglich gestanden hatten, und durch ihre plakative Zuspitzung erhielten sie erst die Durchschlagskraft, die ihnen bleibende Wirkung gesichert hat.

Rivarol argumentiert zunächst ganz nach der Art der Traktate des 16. Jahrhunderts, als es üblich war, sich nach den Gründen für die *précellence* der eigenen Sprache zu fragen (Rivarol verwendet den Ausdruck *prééminence*, was nicht nur auf interne Vorzüge, sondern auch auf politische Hegemonie bezogen werden kann). Er läßt nacheinander das Deutsche, Spanische und Italienische Revue passieren, um sodann den Vergleich zwischen dem Französischen und dem Englischen breit und mit zahlreichen historischen Details durchzuführen. Schließlich kommt er auf sein eigentliches Thema zu sprechen, nämlich die „Klarheit“ des Französischen, die seiner Auffassung nach den Grund für seine führende Rolle in der Welt darstellt. Die berühmte Passage, in welcher dieser Gedanke entwickelt wird, sei hier *in extenso* zitiert:

Ce qui distingue notre langue des langues anciennes et modernes, c'est l'ordre et la construction de la phrase. Cet ordre doit toujours être direct et nécessairement clair. Le français montre d'abord le sujet du discours, ensuite le verbe, qui est l'action, et enfin l'objet de cette action: voilà la logique naturelle à tous les hommes; voilà ce qui constitue le sens commun. Or cet ordre, si favorable, si nécessaire au raisonnement, est presque toujours contraire aux sensations, qui nomment le premier l'objet qui frappe le premier. C'est pourquoi tous les peuples, abandonnant l'ordre direct, ont eu recours aux tournures plus ou moins hardies, selon que leurs sensations ou l'harmonie des mots l'exigeaient: et l'inversion a prévalu sur la terre, parce que l'homme est plus impérieusement gouverné par les passions que par la raison. Le français, par un privilège unique, est seul resté fidèle l'ordre direct, comme si'il était toute raison; et on a beau, par les mouve-

ments les plus variés et toutes les ressources du style, déguiser cet ordre, il faut toujours qu'il existe: et c'est en vain que les passions nous bouleversent et nous sollicitent de suivre l'ordre des sensations; la syntaxe française est incorruptible. C'est de là que résulte cette admirable clarté, base éternelle de notre langue: CE QUI N'EST PAS CLAIR N'EST PAS FRANÇAIS; ce qui n'est pas clair est encore anglais, italien, grec ou latin. Pour apprendre les langues à inversions, il suffit de connaître les mots et leurs régimes; pour apprendre la langue française, il faut encore retenir l'arrangement des mots. On dirait que c'est d'une géométrie toute élémentaire, de la simple ligne droite, que s'est formée la langue française; et que ce sont les courbes et leurs variétés infinies qui ont présidé aux langues grecque et latine.

(Rivarol 1784 (1930) : 253 - 256)

(Die Hervorhebung des Kernsatzes wurde vom Autor in der dritten Auflage von 1797 vorgenommen.)

Wie in einem Brennspiegel laufen in diesen Formulierungen noch ein letztes Mal die Gedanken zusammen, die in den vorangegangenen Epochen die Sprachtheorie des Abendlandes bestimmt hatten. So angreifbar Rivarols Thesen von einem wissenschaftlich-linguistischen Standpunkt auch sein mögen, so unbestreitbar ist sein Verdienst als derjenige, der eine Jahrhunderte währende Diskussion zum Abschluß gebracht hat. Zu einer Zeit, als ein neuer Partikularismus bereits deutlich und unübersehbar sich ankündigte, als Vico und Rousseau bereits der Vergangenheit angehörten und mit der Entdeckung des Sanskrit die historistische Revolution der Sprachwissenschaft sich abzuzeichnen begann, führte dieser selbsternannte französische Adlige am Vorabend der großen politischen Revolution eine gedankliche Linie zuende, die von Tory und Meigret über Port-Royal bis hin zu Du Marsais und Beauzée führt. Der zweite Universalismus kehrt am Ende seiner Entwicklung zu seinen Ursprüngen zurück, die einerseits zu finden sind im Denken der Scholastik mit ihrer Lehre von der allen Einzelsprachen zugrundeliegenden universalen Logik, sowie andererseits in den Bemühungen zur Ablösung der Autorität des Latein durch die neue Autorität des Französischen im 16. und 17. Jahrhundert. Der Kreis schließt sich. Rivarol ist der letzte Vertreter einer Tradition, die im Rückblick zu jener Zeit bereits obsolet erscheint. Ganz sicher sind seine brillanten Formulierungen wissenschaftlich oft unhaltbar, seine Argumentationsgänge meist epigonal; dennoch hat er es wie kein anderer verstanden, einige Grundgedanken der französischen Aufklärungslinguistik geradezu populär zu machen und ihnen so über die darauffolgende

Epoche der Sprachbetrachtung hinweg, in der Universalistisches streng geächtet war, ein gewisses Überleben zu sichern.

4.3. Die sensualistischen Positionen: „natürlich“ sind Gefühl und Leidenschaft (oder: „natürlich“ kann alles sein)

Mit Du Marsais, Beauzée, Voltaire und Rivarol sind bisher nur solche *grammairiens-philosophes* zur Sprache gekommen, die von dem grundlegenden Dogma des rationalistischen Ansatzes ausgehen, wonach der *ordre naturel* identisch sei mit der logischen Wortfolge, so wie sie etwa im Französischen mit seiner strengen SVO-Regelung einzelsprachlich ausgeprägt ist. Aus dieser Sicht mußte die Wortfolge des Lateinischen als etwas nicht der Ratio Entsprechendes, Abweichendes, Transponiertes interpretiert werden. Diese Position beruht philosophisch auf der Annahme, daß die Vernunft allen Menschen gleichermaßen angeboren sei; jede Erfahrung setzt die Vernunft bereits voraus, und es gibt keine essentiellen Unterschiede zwischen den Menschen und Völkern bezüglich ihrer rationalen Fähigkeiten. Die Gegenposition in philosophischer Hinsicht wurde vom Sensualismus eingenommen, der, in England von Locke entwickelt, in Frankreich vor allem durch Condillac verbreitet worden ist. Hiernach sind die Ideen nicht angeboren, vielmehr entstehen sie erst durch die Erfahrung, zunächst und primär also durch die sinnliche Wahrnehmung. Auch die sensualistische Position hat sprachtheoretische Konsequenzen; zwischen den Vertretern des Rationalismus und des Sensualismus in der Sprachbetrachtung entspann sich zwischen 1747 und 1767 eine heftige Auseinandersetzung, die sich vor allem an dem Problem der natürlichen Wortfolge entzündete. Die Vertreter der rationalistischen Position, die sich mit ihrer Herkunft aus der Tradition von Sanctius, Descartes und Port-Royal nahtlos in die großen Traditionslinien des zweiten Universalismus einfügen, sind in der bisherigen Darstellung ausführlich zu Wort gekommen. Die Befürworter des sensualistischen Ansatzes gehören ebenfalls eindeutig noch in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang dieses Universalismus hinein. Ihre Sprachphilosophie war immer noch, wie bei den cartesianischen Rationalisten, auf die Erkenntnis des Wesens von Sprache an sich gerichtet, auf außer- und übereinzelsprachliche Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhänge; sie zielte noch nicht auf die Erfassung einzelsprachlicher Fakten um ebendieser Fakten selbst willen, so wie dies seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bei der sich herausbildenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft der Fall war. Insofern scheint es mir berechtigt

und sinnvoll, die hierhergehörigen Sprachtheoretiker im Rahmen dieses Kapitels über den Universalismus zu behandeln. Der eigentliche Umschwung zum Partikularismus vollzog sich erst dann, als das Interesse an Sprache schlechthin hinter dem Interesse an bestimmten Einzelsprachen zurücktrat.

Speziell im 18. Jahrhundert ist diese Umpolung der Grundströmung am deutlichsten zu erkennen im Verhältnis der jeweiligen Sprachtheoretiker zur Dichtung und den damit zusammenhängenden, eng an die sinnlich faßbare Gestalt der Einzelsprache gebundenen ästhetischen Qualitäten des Wortes. Der Universalismus mißt die Sprache am Maßstab des rationalen Diskurses; für ihn ist Dichtung nichts anderes als künstlerisch und künstlich ausgeschmückte Prosa, wobei diese stets der primäre Maßstab bleibt, an dem alles gemessen wird. Die Unterschiedlichkeit der Einzelsprachen ist dementsprechend eine eher als ärgerlich empfundene Äußerlichkeit, die den Zugang zu den gemeinsamen rational erfassbaren Inhalten allenfalls praktisch erschwert, nicht aber grundsätzlich verstellt. Für den neuen Partikularismus hingegen wird wieder, wie bereits im Zeitalter des Humanismus, die Dichtung zum Maßstab der Sprache erhoben; die Poesie erscheint nun als die ursprüngliche, die unverkürzte Existenzform der Sprache, wohingegen die diskursive Prosa als das Produkt eines Abstraktions- und damit auch Verarmungsprozesses gesehen wird. In einer solchen Perspektive werden die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen viel eher als Wesensgegensätze aufgefaßt: keine Übersetzung kann das eigentlich Poetische eines Textes völlig adäquat einfangen. Von den Anfängen des neuen Partikularismus bei Vico und Rousseau und seinen Auswirkungen wird im nächsten Kapitel die Rede sein; hier soll nur die Position des sprachphilosophischen Sensualismus in den soeben skizzierten Gesamtzusammenhang eingeordnet werden.

Wie eben bereits ausgeführt, gehört die Sprachtheorie der Sensualisten insgesamt immer noch in den Bereich des Universalismus. Nichtsdestoweniger sind bei den Vertretern dieser Richtung Elemente des neuen Partikularismus durchaus bereits zu erkennen; der Sensualismus bildet, im Unterschied zum Rationalismus, nicht einen absoluten Gegenpol zu den Auffassungen eines Vico oder eines Rousseau. Die nicht-rationalen Elemente der Sprache treten stärker in den Vordergrund; damit wird auch der Weg bereitet für eine neue Würdigung ihrer ästhetischen Qualitäten. Man bedenkt wieder, daß Sprache dem Ausdruck von Gefühlen und Leidenschaften eher dient als dem Aus-

druck philosophischer Ideen. Dennoch bleiben alle diesbezüglichen Überlegungen noch eingebunden in die Frage nach der menschlichen Sprache, nicht nach den Sprachen der Nationen. Der Umschwung des Pendels kündigt sich an, er wird aber noch nicht vollzogen. Bei Sprachdenkern wie Condillac, Diderot und Batteux kommen die neuen Elemente des Partikularismus innerhalb des vom Universalismus abgesteckten Rahmens zum Vorschein; Vico und Rousseau haben diesen Rahmen definitiv verlassen.

Im folgenden soll die sensualistische Position in der Wortstellungsdiskussion der französischen Aufklärungsphilosophie im Überblick geschildert werden. Es ist an dieser Stelle ohne weiteres angebracht, lediglich eine zusammenfassende Synthese dieser Debatte zu geben, da es mehrere ausgezeichnete und detaillierte Darstellungen gibt (ich verweise den Leser auf Ricken 1976, Monreal-Wickert 1977 und Ricken 1978). Es ist daher auch nicht erforderlich, das Hin und Her der Argumente im einzelnen nachzuzeichnen; hier mögen einige summarische Hinweise genügen.

Auf die Publikation der oben analysierten Arbeiten von Du Marsais in den zwanziger Jahren folgte zunächst der großangelegte Entwurf einer sensualistischen Philosophie durch Condillac (1746) und einer explizit sensualistischen Wortstellungslehre durch Batteux (1748); 1751 griff Diderot, ebenfalls von einem sensualistischen Standpunkt aus, in die Debatte ein; die von ihm mit D'Alembert herausgegebene *Encyclopédie* entwickelte sich durch die Artikel von Du Marsais und seinem Nachfolger Beauzée zu einem Forum für die Argumente der Rationalisten (in diesem Zusammenhang ist auch Voltaire zu nennen); während Rousseaus Beitrag unpubliziert und darum unbeachtet blieb (er hat auch nicht direkt zu dem Problem der Wortfolge Stellung bezogen), griff Batteux 1763 die rationalistische Position frontal an; Beauzée verteidigte seine Stellung vehement in seinem großen Werk von 1767 und wurde nochmals von Batteux angegriffen. Einen Epilog dieser Auseinandersetzung kann man in den Streitschriften erblicken, die durch das Erscheinen von Rivarols *Discours* 1784 angeregt worden sind: Arbeiten wie Laveaux (1784), Garat (1785), Domergue (1785 und 1799) und Mercier (1801) bezogen von sensualistischer Seite aus gegen die rationalistische Wortstellungstheorie von Rivarol Stellung, der etwa in Thiébaud (1802) späte Schützenhilfe erhalten hat. Im folgenden sollen vor allem die Positionen von Condillac, Diderot und Batteux kurz charakterisiert werden.

4.3.1. Die philosophische Relativierung des Wortstellungsproblems bei Condillac

Condillac hat mit seiner an Locke, Berkeley und Hume anknüpfenden sensualistischen Philosophie den teilweise bereits dogmatisch erstarrten cartesianischen Rationalismus in Frankreich überwunden und so dem Denken neue Wege gewiesen. (Die Literatur zu Condillac ist reichhaltig; man vergleiche P. Salvucci 1957, Rosiello 1968, Ricken 1969, 1977 und 1984, Argenot 1971, Aarsleff 1974, R. Venditti 1980, Salvucci 1982, Robins 1982 und den Sammelband Sgard 1982, der u. a. Aufsätze von von Dominicy und Pariente enthält.) Auch Condillacs Stellungnahme zur Sprachphilosophie, insbesondere zu der Frage des *ordre naturel*, eröffnet neue Perspektiven, die zwar nicht weniger an universalistischen Fragestellungen ausgerichtet sind, als dies bei den Rationalisten der Fall ist, die aber zugleich den Blick freilegen auf die Möglichkeiten einer neuen, partikularistischen Sprachbetrachtung. Als entscheidende Neuerung im Denken Condillacs sehe ich die folgenden beiden Punkte an:

- das Linearisierungsproblem stellt sich nur noch in der Sprache, nicht mehr im Denken;
 - sprachliche Kategorien sind nicht *a priori* vorgegeben, sie entstehen vielmehr in einem historischen Prozeß.
- Aus diesen Prämissen ergibt sich sodann bezüglich des Wortstellungsproblems eine klare Schlußfolgerung:
- die Wortfolge ist teils einzelsprachlich, teils individuell bedingt; es gibt keinen absoluten Maßstab, vielmehr können die verschiedensten Konstruktionen gleichermaßen natürlich sein.

In diametralem Gegensatz zu den Rationalisten verlegt Condillac die lineare Zerlegung der *pensée indivisible* aus dem Denken in die Sprache. Sein Ansatz ist nicht dreischichtig, wie derjenige Beauzées, vielmehr kommt er mit dem Postulat zweier Schichten aus. Für Condillac stellt sich der Gedanke als ein hierarchisch artikuliertes, komplexes, aber eben nicht linearisiertes Gebilde dar. Zwischen den einzelnen *idées* besteht eine *liaison*, aber diese Verbindung wird nicht als sukzessive Abfolge aufgefaßt. Der Zentralbegriff *ordre* ist im Französischen ja doppeldeutig: zum einen bezeichnet er die „Ordnung“ allgemein, zum andern aber auch die „Reihenfolge, Abfolge“; für Du Marsais und Beauzée stand die zweite Bedeutung ganz im Vordergrund, während Condillac eher die erste für wichtig hält, dafür dann aber nicht den Ausdruck *ordre* verwendet, sondern eben *liaison des idées*.

Noch genauer: während sich für Beauzée *ordre* als ein Verhältnis von *antériorité* und *postériorité* darstellt, geht es Condillac um die engere oder weniger enge Verbindung der Elemente, also um ihre inneren, nicht-linearen Beziehungen. Während es daher für Beauzée nur eine einzige natürliche Ordnung geben kann, sind für Condillac mehrere Linearisierungsmöglichkeiten offen, vorausgesetzt, daß enger Zusammengehöriges nicht auseinandergerissen wird. Auf ein Schema reduziert könnte man dies so formulieren: gegeben seien die Elemente A, B und C; für Beauzée ist die natürliche Ordnung durch die Abfolge $A \wedge B \wedge C$ gewährleistet, während für Condillac nur die enge *liaison* zwischen A und B sowie B und C wichtig ist, so daß $C \wedge B \wedge A$ (nicht jedoch beispielsweise $C \wedge A \wedge B$ oder $B \wedge A \wedge C$) genauso natürlich ist wie $A \wedge B \wedge C$. Das noch nicht versprachlichte Denken kennt nur die interne Bindung der Terme, nicht jedoch deren lineare Verkettung. Die zwischen den Termen herrschende hierarchische Beziehung, ihre „Ordnung₁“, wird so lange als *simultan* aufgefaßt, wie sie nicht in Sprache transformiert wird; erst wenn dies geschieht, wird sie *sukzessiv*, das heißt zur „Ordnung₂“.

Vom heutigen linguistischen Standpunkt aus ist Condillacs Ansatz ohne Zweifel als realistischer anzusehen als derjenige von Beauzée, auch wenn hinzugefügt werden muß, daß gerade im Bereich der Generativen Transformationsgrammatik nicht selten das Postulat einer universalen Tiefenstruktur mit einheitlicher Wortstellung vertreten wird, aus der die unterschiedlichen Oberflächenstellungen durch Transformationen abgeleitet sind. Die Debatte zwischen Beauzée und Condillac ist auch heute noch nicht verstummt.

Der zweite in die Zukunft weisende Grundgedanke von Condillac betrifft die Einbeziehung der historischen Dimension. Die, modern gesprochen, Strukturen der heutigen Synchronie werden auf diachronische Ursachen zurückgeführt. Dies mag im einzelnen so naiv und spekulativ sein wie es will, entscheidend ist die Neuigkeit des Denkansatzes, die darin besteht, daß hier erstmals die sprachliche Ausprägung des Denkens nicht mehr als etwas Statisches und für alle Zeiten Unabänderliches gesehen wird, sondern als etwas, das historisch gewachsen und nur in dieser Perspektive wirklich erklärbar ist. Mit diesem Grundansatz bereitet Condillac, vom Boden des sprachtheoretischen Universalismus aus, der historischen Sprachwissenschaft den Weg, die sich vom Ende des 18. Jahrhunderts an entfalten wird.

Im einzelnen entwirft Condillac das Panorama einer historisch sukzessiven Entstehung der Wortarten, von denen er übrigens vier anerkennt (Substantiv, Adjektiv, Präposition und Verb). Nach seiner sensualistisch geprägten Auffassung steht am Anfang das Substantiv, da der Mensch zunächst die Gegenstände seiner Umgebung aussondert und eigens benennt; Aktionen wurden ursprünglich durch Gesten ausgedrückt und erst viel später durch Verben versprachlicht. Diese genetische Wortartentheorie wird sodann direkt auf die Syntax übertragen: da das Substantiv vor dem Verb erfunden wurde, ist die Abfolge Objekt-Verb ursprünglicher als diejenige Verb-Objekt. In der primären Handlungssprache des primitiven Menschen wurde in einem ersten Stadium ein Substantiv wie *fruit* von einer Geste begleitet, die ein Wollen ausdrückt; in einer zweiten Phase wird das Wollen durch ein Verb versprachlicht, das hinter das Objekt tritt (*fruit vouloir*); schließlich kommen die Funktionswörter hinzu, die abstrakte Relationen ausdrücken (*fruit manger à l'avenir moi*).

Aus alledem ergibt sich für Condillac folgerichtig eine Relativierung der Wortstellungsdebatte. Im Unterschied zu den Rationalisten kennt er kein *a priori*; auch die historischen Spekulationen, von denen im letzten Absatz die Rede war, führen ihn nicht dazu, daß er nun eine der französischen entgegengesetzte Wortfolge als besonders „natürlich“ darstellen würde. Natürlich ist für ihn vielmehr alles, was der *liaison des idées* und vor allem auch dem je individuellen *génie de la langue* entspricht. Er unterscheidet zwar sehr wohl einen *ordre direct* von einem *ordre renversé*, beurteilt aber beide als gleichermaßen natürlich. Im Geist, wo der Gedanke, wie oben ausgeführt, noch nicht linear zerlegt ist, gibt es ohnehin keine sukzessive Ordnung, nur eine simultane. Erst die Versprachlichung führt zur Linearisierung, und hierbei folgt jede Sprache ihren eigenen Regeln:

il n'y a dans l'esprit ni ordre direct, ni ordre renversé, puisqu'il aperçoit à la fois toutes les idées dont il juge; il les prononceroit toutes à la fois, s'il lui étoit possible de les prononcer comme il les aperçoit... C'est par conséquent dans le discours seul, que les idées ont un ordre direct ou renversé, parce que c'est dans le discours seul qu'elles se succèdent. Ces deux ordres sont également naturels.

(Condillac 1775 (1947) : 502; auch bei Monreal-Wickert 1977 : 101)

Als natürlich erscheint einem letztlich immer das, was man aus der eigenen Sprache gewohnt ist:

On ne se trompe à ce sujet /sc. l'ordre naturel/ que parce qu'on prend pour plus naturel un ordre qui n'est qu'une habitude que le caractère de notre langue nous a fait contracter.

(Condillac 1747 (1947) : 303)

Mit diesem Argument ist das Mythologem von der besonders privilegierten *clarté* und Natürlichkeit des Französischen praktisch erledigt; wie man weiß, hat es dessenungeachtet bis heute ein zähes Leben!

Condillac gebührt das Verdienst, die Wortstellungsdebatte mit Vernunft und aufklärerischem Augenmaß auf ihre wahren Dimensionen zurückgeführt zu haben; daß sie dennoch nach dem Erscheinen seines Erstlingswerks erst richtig in Gang kam und sich zum Teil auch dogmatisch verhärtet und polarisiert hat, war gewiß nicht seine Schuld. Eine bedeutende Leistung besteht darüber hinaus darin, daß er dem neuen partikularistischen und historischen Sprachdenken aus dem damals noch vorherrschenden universalistischen Kontext heraus Bahn gebrochen hat. Bei aller Anerkennung seiner Bedeutung für die Sprachphilosophie muß jedoch auch einschränkend hinzugefügt werden, daß, im Unterschied zu den Rationalisten vom Schlage eines Du Marsais und eines Beauzée, der im engeren Sinne linguistische Ertrag seiner Werke eher gering zu veranschlagen ist, da seine Argumentation weitestgehend auf philosophischer Spekulation und nicht auf sprachlicher Empirie basiert.

4.3.2. Batteux' Feldzug gegen die Natürlichkeit der Vernunft

Während Condillac bezüglich des Wortstellungsproblems eine relativierende Haltung einnimmt, gelangt Batteux, ebenfalls von einem sensualistischen Grundansatz aus, zu einer Auffassung, die der rationalistischen diametral entgegengesetzt ist. Batteux unterscheidet zunächst zwischen dem *ordre naturel des pensées*, dem *ordre naturel des expressions* und schließlich dem *ordre naturel d'une langue particulière* (1748 : 8). Da die Dinge die Gedanken und diese ihrerseits den Ausdruck prägen, hängt die sprachliche Ordnung letztlich von der Ordnung der Dinge ab:

C'est donc de l'ordre et de l'arrangement des choses et de leurs parties, que dépend l'ordre et l'arrangement des pensées.

(Batteux 1748 : 12)

Bis dahin könnte auch ein überzeugter Rationalist uneingeschränkt zustimmen. Nun bringt Batteux aber, in einer überraschenden Wendung, das denkende Subjekt mit ein: die Dinge werden nicht an sich erkannt, sondern unter einem bestimmten Blickwinkel, der vom Subjekt an sie herangetragen wird. Zugespielt könnte man sagen: der einzelne kann die Dinge objektiv oder subjektiv sehen. Dementsprechend gibt es in der Sprache zwei Ordnungen: die von den Dingen selbst bedingte, dem reinen Denken (der „Spekulation“) entsprechende, und die vom „Interesse“ des einzelnen diktierte, die eher praktisch als philosophisch ist. Diese Ordnungen werden als *métaphysique* und *moral* terminologisch voneinander unterschieden:

L'ordre métaphysique est celui qui est entre deux objets dont on ne considère le rapport que spéculativement ... j'appelle l'ordre moral celui qui est fondé sur l'intérêt de la personne qui parle, et qui la détermine à parler.

(Batteux 1748 : 14)

Mit dieser Unterscheidung kommt ein völlig neues Element in die Debatte; es geht nicht mehr um die Frage, was der universalen Vernunft entspricht, vielmehr darum, ob die als solche anerkannte Vernunft überhaupt die allgemeine Richtschnur des menschlichen Handelns ist. Das aufklärerische Pathos in der Verherrlichung der Vernunft, das bei Beauzée so stark ausgeprägt ist, erscheint hier gedämpft und relativiert durch die Einsicht in die Tatsache, daß es im allgemeinen ja gar nicht die Vernunft ist, was die Menschen in ihrem Leben leitet. Denn was ist die Folgerung, die Batteux aus seiner Unterscheidung bezüglich der Streitfrage des *ordre naturel* zieht? Er erkennt zwar einerseits an, daß der *ordre direct* die Ordnung der Dinge objektiv widerspiegelt; andererseits ist aber gerade diese Ordnung für den Menschen selbst höchst unnatürlich. Sein Handeln wird vom Interesse und den Leidenschaften bestimmt, nicht von kühler philosophischer Reflexion:

C'est l'intérêt qui fait parler les hommes, et c'est lui aussi qui règle l'ordre des mots, en les plaçant selon leur degré d'importance.

(Batteux 1748 : 15)

Dementsprechend ist es gerade die der Logik widersprechende, die nicht-distanzierte, die leidenschaftliche Ordnung, die als „natürlich“ im eigentlichen Sinne gelten muß. Konsequenter wird dann auch die These

aufgestellt, nicht das Französische habe eine natürliche Wortfolge, sondern gerade die klassischen Sprachen, die bis dahin als Muster an Unnatürlichkeit galten; indem sie die Leidenschaften, und nicht das *raisonnement*, unmittelbar in lineare Ketten überführen, sind sie es, die man als natürlich klassifizieren muß:

L'ordre moral, qui est celui de la nature, est chez les Latins, et n'est pas chez nous.

(Batteux 1748 : 61)

Im Gegensatz dazu bietet das Französische nur Inversionen dieser natürlichen Wortfolge, indem es das spontane, von den Leidenschaften angetriebene Sprechen in die starren Regeln einer logisch-philosophischen Ordnung preßt. Unter Beibehaltung der wesentlichen begrifflichen Unterscheidungen führt Batteux bei der Zuordnung des im Grunde ja trotz seiner Herkunft aus dem scholastischen Begriffsapparat nicht neutral beschreibenden, sondern subjektiv bewertenden Attributs „natürlich“ eine radikale Umkehrung der bis dahin geltenden Werte durch. Die Logik wird zur Unnatur gestempelt, weil sie den lebendigen Menschen vergewaltigt. Dies ist ein bemerkenswerter geistiger Vorgang, der in diesem historischen Moment, im Scheitelpunkt der französischen Aufklärungsphilosophie, tiefgreifende Umwälzungen ankündigt: von der Verherrlichung der reinen Vernunft zu ihrer Infragestellung, vom Ideal der philosophischen Abstraktion zum Ideal der Empfindsamkeit. Das Wortstellungsproblem wird zum Seismographen einer umfassenden geistesgeschichtlichen Wende.

Diese Debatte ist auch heute noch unvermindert aktuell. So hat etwa Jean-Marie Zemb in seiner kontrastiven Grammatik des Französischen und des Deutschen Batteux' Argument gegen die Rationalisten neubelebt; für Zemb ist gerade die an der lebendigen Kommunikation orientierte deutsche Syntax das Logische, während in der französischen Syntax durch die Inanspruchnahme der Wortstellung zum Ausdruck der Aktantenfunktionen die Funktionale Satzperspektive nur mittelbar und verschlüsselt zum Vorschein kommt. Seine Umwertung des Begriffes „logisch“ ist mit der Umwertung des Begriffes der „Natürlichkeit“ bei Batteux vergleichbar. Mit den folgenden, zugespitzten Formulierungen bezieht Zemb radikal Stellung gegen die rationalistische Position: „Wenn man die französische Funktionsfolge, *SVOEtc*, unabhängig von jeder logischen Konstituentenstruktur, als Fundament, Maß, Währungsgarantie, kristallklaren unmittelbaren Ausdruck des

Denkens auffaßt bzw. ausgibt (und Rivarol ließ in Preußen noch kühnere Behauptungen preiskrönen), muß schließlich das Deutsche ziemlich «barbarisch» erscheinen. Wird die Verschüttung, die auf Eruptionen und Umwälzungen folgte, zur *sacra simplicitas*, so wird die ebene Gesteinsschicht zum unverständlichen Resultat von Umwälzungen zweiten Grades... Wird der Kreis zur Geraden erklärt, so muß sich die Tangente krümmen. ... Die deutsche Satzlehre ist eminent systematisch und sehr klar. Die französische ist es nicht.“ (Zemb 1978 : 412).

4.3.3. Diderot und die Unvollkommenheit jeder sprachlichen Linearisierung

In seinem 1751 erschienenen *Lettre sur les sourds et muets à l'usage de ceux qui entendent et parlent* bezieht Diderot zum Wortstellungsproblem aus einer differenziert sensualistischen Position heraus Stellung (vgl. Proust 1967 und 1967a sowie Josephs 1969). Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist ein Experiment: wie ist die Abfolge der Begriffe in der Gestensprache der Taubstummen beschaffen, die von den Regeln einer natürlichen Lautsprache nicht vorgeprägt sind und in denen sich die ursprüngliche Gedankenfolge der Menschen vor Erfindung der artikulierten Lautsprache widerspiegeln müßten? Das Ergebnis ist nicht eindeutig: von den in einem Satz enthaltenen Begriffen ist manchmal der eine, manchmal der andere so wichtig, daß er sich in den Vordergrund des Interesses drängt und zuerst genannt wird:

si de ces deux idées contenues dans la phrase serpentem fuge je vous demande quelle est la principale, vous me direz, vous que c'est le serpent; mais un autre prétendra que c'est la fuite, et vous aurez tous deux raison. L'homme peureux ne songe qu'au serpent; mais celui qui craint moins le serpent que ma perte ne songe qu'à ma fuite: l'un s'effraie, et l'autre m'avertit.

(Diderot 1751 (1965) : 64; auch bei Ricken 1978 : 129f)

Das Ergebnis solcher Überlegungen ist ein weitgehender Skeptizismus; es bleibt offen, welche Wortfolge die ursprüngliche und natürliche ist. Als Sensualist tendiert Diderot allerdings im Prinzip eher zu der Auffassung von Batteux, wonach diese Attribute der spontanen Wortfolge gebühren: die ursprüngliche französische Sprache sei an Inversionen viel reicher gewesen, und die spätere Reglementierung sei eine Folge der philosophischen Bemühungen zur Zeit von Ludwig XIV. Diderot lehnt also die rationalistische Position vom Primat der Logik in der

Sprache ab und bemüht sich um eine historische Erklärung der Wortstellungstypen. Die Zunahme des *ordre direct* im neueren Französisch wird unmittelbar mit bestimmten kulturellen und politischen Konstellationen in Verbindung gebracht. Dieses Stellungsprinzip wird dementsprechend von Diderot auch als *ordre scientifique* und *ordre d'institution* bezeichnet.

Diderot hat in seinem Brief vor allem wiederholt darauf insistiert, daß zwischen dem nichtlinearen Charakter des Denkens und Empfindens und der Linearität der Sprache ein unaufhebbarer Gegensatz besteht. Für den Geist (oder die Seele) sind Gedanken und Empfindungen als ganzheitliche Komplexe simultan im Bewußtsein präsent; bei der Versprachlichung müssen diese Komplexe in einzelne Bestandteile zerlegt und wie Perlen an einer Schnur aufgereiht werden. Angesichts dieser unausweichlichen Grundbedingung, ohne welche artikulierte menschliche Sprache nicht gedacht werden kann, verliert die Frage danach, was denn nun die natürliche Wortfolge sei, sehr an Bedeutung. Diderot hebt diese Debatte noch einmal, wie zuvor schon Condillac, auf eine sehr viel grundsätzlichere Ebene, auf der die Unterschiede zwischen dem *ordre direct* und dem *ordre renversé* verblasen. Sprache kann die Komplexität der Gleichzeitigkeit immer nur unvollkommen wiedergeben; keine lineare Ordnung kann ein getreues Spiegelbild von Bewußtseinskomplexen sein. Insofern sind alle Versuche, eine bestimmte Anordnung als „natürlich“ oder „analytisch“ oder „konform“ zu ermitteln, im Grunde wenig sinnvoll.

Natürlich ist der Gedanke des unaufhebbaren Gegensatzes zwischen nicht-linearem Bewußtsein und notwendig linearem sprachlichem Ausdruck nicht neu; er drängt sich jedem auf, der über Sprache nachdenkt. Das besondere Verdienst von Diderot, sein eigentlicher Beitrag zur allgemeinen Sprachtheorie ist es, daß er diese Einsicht in Formulierungen von klassischer Klarheit ausgedrückt hat:

Autre chose est l'état de notre âme; autre chose, le compte que nous en rendons, soit à nous-même, soit aux autres; autre chose, la sensation totale et instantanée de cet état; autre chose, l'attention successive et détaillée que nous sommes forcés d'y donner pour l'analyser; la manifester et nous faire entendre... Notre âme est un tableau mouvant, d'après lequel nous peignons sans cesse: nous employons bien du temps à le peindre avec fidélité: mais il existe en entier, et tout à la fois: l'esprit ne va pas à pas

comptés comme l'expression. Le pinceau n'exécute qu'à la longue ce que l'œil du peintre embrasse tout d'un coup. La formation des langues exigeait la décomposition; mais voir un objet, le juger beau, éprouver une sensation agréable, désirer sa possession, c'est l'état de l'âme dans un même instant.

(Diderot 1751 (1965); auch bei Ricken 1978 : 129f)